

AIKATERINI MARIA SCHLÖSSER
GLUTSCHATTEN



Teil I

*Manchmal ist Güte grausam und Grausamkeit barmherzig.
Vergib mir. Denn ich werde grausam sein. Sehr grausam.*



Kapitel 1

Jäger und Gejagte

Es war genauso, wie er befürchtet hatte. Aber er würde sich das Bürschchen schon noch vorknöpfen.

Wie um seine Schritte zu übertönen, fegte eine Bö durch das goldbraune Herbstlaub. Als zischende Welle rollte es an ihm vorbei. Bedächtig setzte Joseph einen Fuß nach dem anderen auf dem nachgebenden Waldboden ab. Obwohl sein Blick auf seinem Ziel verharrte, nahm er wahr, wie sich die Äste um ihn herum wie auf unsichtbaren Wogen hoben und senkten.

Das Herz pochte tief und gleichmäßig in seiner Brust. Durchpulste ihn mit warmer Ruhe. Es war nicht das erste Mal, dass er Jagd auf jemanden machte. Und gewiss nicht das letzte Mal. Doch gehörten Menschen für gewöhnlich nicht zu seiner Beute.

Der kurzgeschorene Junge, vielleicht gerade mal fünfzehn Winter alt, blickte hastig umher. Er war sich sehr wohl bewusst, dass er sich auf Banngebiet befand. Doch er kam nicht auf den Gedanken, nachzusehen, was sich hinter seinem Rücken abspielte.

Eine weitere Bö kämmte durch den Bergahornbaum über Joseph und sandte einen Regenguss aus safrangelben Blättern hinab. Wie von der Schwerkraft unberührt, trieben sie umher und betteten sich sanft nieder. Ein Blatt streifte Josephs Wange, bevor es sich auf seine Schulter legte. Doch es glitt hinunter, als er die Armbrust von seinem Rücken holte. Wie stets war der Bolzen bereits eingespant und schussbereit. Mochte Joseph schon siebenunddreißig Jahre zählen, er bewegte sich nach wie vor geschmeidig.

Der Junge schlug seinen Jutesack auf und kniete nieder. Ein spitzer Vogelschrei, gefolgt von panischem Flügelschlagen ertönte.

Eine Fasanenhenne, erkannte Joseph sogleich.

Ihm waren alle Laute des Waldes vertraut, obwohl die Tiere, auf die er Jagd machte, keinerlei Angst- oder Todesruf ausstießen. Sie fielen tot zu Boden, bevor sie auch nur wussten, was ihnen geschah.

Diesem Jungchen würde es anders ergehen. Er würde Laute von sich geben. Viele.

Die Fasanenhenne in der Seilschlinge flatterte so, dass der Bursche Mühe hatte, sie einzufangen. Joseph hob die Armbrust, das Erbe seines Vaters, das schon Unzähligen den Tod gebracht hatte, und zielte, beide Augen geöffnet.

So schnell kann der Jäger zum Gejagten werden, durchwehten ihn die Worte seines Vaters.

Joseph war, als würde sein Vater wieder neben ihm stehen. Als bräuchte er nur den Kopf zur Seite zu drehen, um ihn mit seinen schräg nach unten abfallenden Augen voller Güte zu erblicken. Augen, deren Form er von ihm geerbt hatte. Doch er nahm den Blick nicht von seinem Ziel, wie Vater es ihn gelehrt hatte. Außerdem wusste er, dass einzig seine Sehnsucht neben ihm auftrug. Eine Sehnsucht, die sich niemals erfüllen würde.

Der Junge hatte es endlich geschafft, die Fasanenhenne zu umklammern. Doch sie hatte einen Flügel aus seinem Griff gelöst und knallte ihm diesen unter grellem Gegacker in einem fort ins Gesicht. Ächzend streckte er sich nach dem Jutesack aus. Da ließ Joseph die Armbrust losgehen.

Ein Ruck ging durch seinen ganzen Körper, der Bolzen schoss durch die Luft. Wie beabsichtigt, landete er genau vor den ausgestreckten Fingern des Jungen im Jutesack. Der Bursche erstarrte in der Bewegung. Die Fasanenhenne riss sich los, wodurch sie wieder kopfüber vom Baum baumelte.

Gerade, als das Kerlchen auf die Beine sprang, um sein Heil in der Flucht zu suchen, packte ihn Joseph im Nacken. Seine Unterarme steckten von den Ellbogen abwärts in geschnürten Lederhandschuhen. Nur die Finger lagen frei, mit denen er wie eine Stahlklammer das verspannte Genick des Jungen umschloss.

»Wen haben wir denn da?«, sprach er mit aufgesetzt fröhlichem Ton, als wäre er bloß neugierig.

Doch seine Stimme klang von Natur aus so rostig wie das scharftige Messer in seinem umgeklappten Stiefelschaft. Petrisa meinte, dass alles, was er sagte, wie ein dunkles Omen klang. Aber er sollte jetzt nicht an Petrisa denken.

Stattdessen drehte er den Kopf des erbleichten Jungen mit einem Ruck zu seinem Beutegut.

»Sieh an, eine Fasanenhenne! So ein edler Schmaus, was für ein Glücksfang!«

Der Bursche öffnete gerade seine blassen Lippen, da drehte Joseph ihn zu sich. Mit verengten Augen musterte er das lange, hagere Gesicht, als versuchte er, sich an ihn zu erinnern.

»Ich wusste gar nicht, dass du zum Kölner Klerus gehörst!«

»Herr, ich ...«, stieß der Junge aus, die Stimme nicht weniger grell und panisch als die der Fasanenhenne zuvor.

Joseph nahm die Hand aus dessen Nacken, doch nur, um ihn am Hals zu packen und ihm das Kinn hochzuschieben. Der spitze Adamsapfel drückte ihm gegen die Handfläche, als der Dieb schluckte. Joseph beugte sich vor, wusste von der Schärfe seiner braungrünen Augen unter den dichten Brauen.

»Weißt du, wer ich bin, Bürschchen?«

Dem Jungen klappte nur der Mund auf und zu, ohne dass er ein Wort hervorbrachte. Joseph hob die andere Hand mit der Armbrust und presste ihm den kalten Stahl der Zielvorrichtung gegen die Wange.

»Ich bin Jäger und Waldhüter des Kölner Erzbischofs, des einzigen Mannes, dem das Jagdrecht im Königsforst gehört.«

Als wäre der Bursche bloß ein unartiges Kind, tippte ihm Joseph mit dem Ausläufer der Armbrust auf die Spitze seiner Hakennase.

»Dir ist sicher bekannt, dass du dich im Banngebiet befindest. Jeder, der auch nur unbefugt einen Fuß hier hineinsetzt«, Joseph rammte seinen Stiefel auf den Fuß des Jungen, dass er vor Schmerz stöhnte, »droht, ihn zu verlieren!«

Mit jedem Wort hob Joseph seine Stimme an, schlug ihm die Worte ins Gesicht. »Geschweige denn, wenn er aufgefunden wird mit geraubtem Wild!«

Der Junge presste die Augen zusammen. Zitterte am ganzen Leib.

»*Bitte ...*«

Joseph ließ ihn nicht zu Wort kommen. Hatte kein Ohr für sein Flehen. Er wollte sehen, wie ihm der Angstschweiß ausbrach. Wie er in derselben Todesfurcht wie die Fasanenhenne zuvor schrie. Erst dann würde er zufrieden sein.

Er beugte sich zum Ohr des Jünglings, das ihm leicht vom Kopf abstand, senkte seine Stimme zu einem rauen Flüstern.

»Weißt du, was ich machen muss, wenn ich einen Wilderer finde?«

Er spürte, wie die Halsschlagader hart gegen seine Hand pochte, dann entließ er den Jungen. Dieser nutzte sogleich seine Chance und wirbelte herum. Er stieß sich ab, um loszulaufen, da hatte Joseph schon den Bolzen aus dem Jutesack herausgerissen und stülpte ihm den Sack über den Kopf. Der Strick um seine Kehle bremste ihn ab und ließ ihn gequält röcheln. Als er in den Wald gekommen war, hatte er gewiss nicht damit gerechnet, dass er es sein würde, der im Jutesack endete.

Joseph zog an der Schlinge und drückte den Jungen an sich. Als hätte es keine Unterbrechung gegeben, gab er eine Antwort auf seine Frage.

»Finde ich einen Wilderer, muss ich ihm einen Sack über den Kopf stülpen.«

Er ließ die Armbrust zu Boden sinken und löste mit der freien Hand das Seil um seiner Hüfte. Er packte erst die eine Hand des Jünglings, mit der er verzweifelt versuchte, den Strick um seinen Hals zu lockern, dann die andere.

»Ich fessele ihm die Hände auf dem Rücken.«

Nun endlich begannen die Töne aus dem Mund des Diebs besser zu klingen. Keine verständlichen Worte mehr. Nur noch tiefe Angst, die er aus der Brustmitte herauspresste.

Unbeirrt fuhr Joseph mit seiner Auflistung fort.

»Ich binde ihn an mein Pferd.«

Er riss am Seil und ließ den Kerl rückwärts stolpern. Seine Schreie wurden lauter und greller. Mit weiten Schritten ging Joseph los, zog immer wieder ruckartig am Seil. Schon bald geriet der Kerl aus dem Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Ungnädig zog Joseph ihn weiter hinter sich her über hervorstehende Wurzeln und abgebrochenes Astwerk.

Mit stoßendem Atem trieb er seine Stimme wieder in die Höhe, um das Kreischen des Bürschchens zu übertönen.

»So lass ich ihn von meinem Pferd zur Stadt schleifen, wo ich ihn unmittelbar in die Hände des Henkers übergebe!«

Der Schrei des Jungen gellte durch den Wald. Die Bäume zischten und ächzten, als wären sie nicht minder aufgebracht über den Eindringling.

Joseph warf das Seil zu Boden und kniete sich vor den Kerl im Laubteppich. Er nahm sein Messer, nicht das schartige aus seinem Lederstiefel, sondern sein Saxmesser, das mehr einem breiten, einschneidigen Kurzschwert glich.

Der Bursche wimmerte und schluchzte in einem fort. Bei jedem Einatmen presste sich der Jutesack gegen seinen Mund. Joseph ließ die Klinge an dessen Augen vorbeigleiten. Mehr als den Schatten davon würde der Junge wohl nicht erkennen. Doch das genügte. Herabschwebende Buchenblätter glitten über den Stahl.

Die Stimme wieder abgeschwächt, raunte er: »Und weißt du, was der Henker mit dir tut?«

Er setzte den kalten Stahl an die Handgelenke des Jungen an, genau auf die Pulsader.

Der Bursche zuckte zusammen. Ein dunkler Fleck breitete sich von seinem Hosenbund aus. Unter dem gepressten Schluchzen waren seine Worte kaum noch verständlich.

»Oh, Gott, nein. Bitte. *Oh, Gott.*«

Zufrieden betrachtete er ihn. Wie die Schluchzer ihn zucken und krümmen ließen, als stünde er in Flammen. Ihm entgingen nicht die hervorstehenden Schlüsselbeine, die sich wie Stöcke unter der pergamentdünnen Haut abzeichneten. Gewiss bekam der Junge nicht viel zwischen die Zähne. Seine Mutter und Geschwister wahrscheinlich ebenso wenig.

Joseph atmete tief die erdige Waldluft ein. *Das muss genügen.*

Mit geübten Griffen löste er die Fesseln, dann riss er den Jutesack vom Kopf des Burschen. Die Augen weit aufgerissen, starrte der Junge ihn an, während ihm der Rotz über die Lippen lief.

»Verswinde«, knurrte Joseph und ruckte den Kopf zur Seite.
»Und lass dich hier nie wieder blicken.«

Einen Moment lang starrte der Bursche ihn an, unsicher, ob es sich nur um eine weitere Marter handelte und er gleich wieder eingefangen werden würde. Dann warf er sich herum und rannte um sein Leben. Mehrmals stolperte er über Brombeerranken und kämpfte mit rudernden Armen um sein Gleichgewicht. Kopfschüttelnd blickte ihm Joseph nach.

Obwohl es zu seiner Pflicht gehörte, würde er den Vorfall nicht bei dem Bischof melden. Denn dieser würde ihn dazu auffordern, die ganze Stadt nach dem Wilderer zu durchsuchen, damit ihm die Hand oder am besten noch gleich der Kopf abgehackt wurde.

Joseph dagegen tat es leid, dass der Hunger, die Verzweiflung und wahrscheinlich auch die Liebe zu seiner Familie des Jungen so groß waren, dass er sich in solche Gefahr brachte. Als er selbst in dessen Alter gewesen war, hatte er sich oft gefragt, ob es rechtens war, dass einem einzigen Mann ein ganzer Wald gehörte, während andere Kinder sich mit leerem Magen in den Schlaf weinten. Damals hatte er noch nicht von der höheren Ordnung gewusst. Die Natur

hatte sie ihm beigebracht. Der Mensch gierte nach immer mehr und mehr, war unersättlich, hier dagegen nahm jedes Tier und jede Pflanze nur so viel, wie sie benötigten. Läge kein Jagdverbot auf diesem Gebiet, würden alle Stadtbewohner in den Wald strömen und alles an sich reißen, dessen sie habhaft wurden.

Joseph nahm seine Armbrust wieder auf, die von seiner einen Schulter bis zur anderen reichte. Seufzend hängte er sie an dem Haken seines Tragegurts am Rücken neben dem Köcher voller Bolzen. Obwohl er im Dienst des Bischofs stand, hatte er den Wilderer nicht seinetwegen verjagt. Er war Hüter der Ordnung. Des Gleichgewichts.

Er drehte sich zur kopfüber hängenden Fasanenhenne um, die sogleich wieder zu flattern begann. Im Gegensatz zu dem jungen Wilderer wusste er genau, wie er die Hände um die Flügel legen musste, damit das Tier ruhig blieb. Mit der anderen Hand löste er die Fessel.

Den kleinen Schnabel geöffnet, starrte ihn die Henne an, die Augen weit aufgerissen. Der gleiche Blick in Todesangst, mit den ihn auch der Junge zuvor angesehen hatte. Er strich der Henne über das braungefleckte Gefieder.

»Du hast Glück, meine Kleine. Den Bischof verlangt es heute nach anderem Wild. Obwohl er dich gewiss nicht ablehnen würde.« Er berührte ihre Schnabelspitze. »Aber wir verraten ihm einfach nichts davon, hm?«

Er ließ die Fasanenhenne frei. Mit einem Schmunzeln auf den Lippen blickte er ihr nach, bis ihr getüpfeltes Gefieder mit dem Unterholz verschmolz. Bei dem Gedanken an seine heutige Aufgabe senkten sich seine Mundwinkel, wie von einer zweiten Schwerkraft herabgezogen.

Er richtete sich auf und blickte empor. Die Baumkronen wogen sich wie Pendel hin und her, die die Zeit abmaßen. Der Himmel begann, sich bereits dunkelviolett einzufärben. Immer mehr Schatten krochen durch den Wald und nisteten sich im Dickicht ein.

Joseph drehte den Kopf in die Richtung, von wo er wusste, dass sich Köln befand. Bald schlossen sich die Stadttore. Dann kam niemand mehr hinein oder hinaus. Doch für die Wildschweinjagd musste er den Mond abwarten, weil sich dann die Tiere auf Futtersuche machten. Ihn ängstigten weder die Nacht noch die Hauer der Wildschweine. Er fürchtete sich davor, seine Frau allein in der Dunkelheit zu lassen. Denn selbst wenn er Petrissa hinter Tür und Schloss einsperrte, war sie niemals allein. Ihre inneren Dämonen ließen sich nicht aussperren.

Wie eine unsichtbare Woge durchbrach ein Wiehern den Wald. Joseph drehte den Kopf über die Schulter, was das Leder seines Kapuzenschulterumhangs zum Knirschen brachte. Sein Blick huschte zwischen den schlank aufragenden Stämmen, die sich den Hang hinaufstreckten. Gleich einem Wasserfall rollte das Laub herab und umspülte zischend seine Stiefel.

>Melchor<, formte er tonlos mit den Lippen.

Pferde wieherten nur, wenn sie nach einem anderen Tier aus ihrer Herde riefen oder wenn sie allein waren und sich fürchteten. Doch sein treuer Wallach war es gewohnt, allein zu sein. Schließlich wusste er, dass sein Herr jedes Mal wieder zurückkehrte.

Genaugenommen war der Bischof Melchors Eigentümer. Joseph würde sich ein Ross nicht einmal leisten können, wenn er sein ganzes Leben dafür sparen würde. Doch der Bischof hatte ihm den Wallach nur zu gern überlassen, da er ihn für ungehorsam und vor allem für feige hielt. Und er brauchte einen Jäger mit Pferd, wollte er frisches und nicht halb verdorbenes Fleisch auf den Tisch bekommen. Trotz all der Beschimpfungen, mit denen der Bischof ihm Melchor überließ, erkannte Joseph bereits am ersten Tag, dass es sich lediglich um ein empfindsames Tier handelte. Einmal sein Vertrauen gewonnen, gehörte es zum treuesten Begleiter, den man sich nur wünschen konnte.

Wahrscheinlich hatten nur die Schreie des Jünglings Melchor erschreckt. Dennoch zog Joseph sicherheitshalber sein Saxmesser aus

der Scheide und machte sich an den Anstieg. Als er das Ende des Hangs erreichte, drückte er keuchend die Hände in seinen unteren Rücken. Seit einem Jahrzehnt plagten ihn Schmerzen, als würde ihm eine Klinge zwischen den Wirbeln stecken. Je älter er wurde, umso öfter und stärker traten sie auf. Gleichwohl härter stachen seine Sorgen zu. Sollte er irgendwann seiner Arbeit nicht nachgehen können, was wurde dann aus Petrisa?

Mit verzerrtem Gesicht beugte er sich unter einem tiefhängenden Ast und trat über moosbewachsene Wurzeln hinweg. Selbst wenn sein Rücken ihm zu schaffen machte, legte er seine Gewohnheit nicht ab, sich so geschmeidig durch den Wald zu bewegen, dass er nicht einmal das Blatt eines Zweigs zum Wippen brachte.

Zielsicher steuerte er durch den Wald, obwohl die Äste der Jungbäume hier noch so tief wuchsen, dass sie ihm die Sicht versperrten. Petrisa sprach oft ihre Sorge aus, dass er sich verlaufen könnte. Daraufhin erinnerte er sie daran, dass sie sich auch niemals in Köln, ihrer Geburtsstadt, verirren würde, während Fremde bereits nach wenigen Straßen den Überblick verloren. Für ihn war der Wald eine eigene Stadt. Wo andere immerdar nur Bäume sahen, erkannte er tausende Unterschiede, an denen er sich orientieren konnte. Dieses Mal jedoch musste er sich nicht auf seine Erinnerung verlassen. Denn das Schnauben und Hufscharren seines Pferds wehten ihm schon von weitem zu.

Mit zusammengezogenen Brauen trat er hinter dem Astwerk hervor. Melchors dunkelbraunes Fell glänzte vom Schweiß, wirkte in der Dämmerung fast schwarz. Wie eine Riemenpeitsche knallte sein hin und her schlagender Schweif in der Luft. Wie stets hatte Joseph den Wallach angebunden, weniger aus Angst, dass er davonlief, als dass er ihm folgen und sich in Gefahr bringen könnte. Wie Rauch fuhr der Atemdampf aus den flatternden Nüstern. Für gewöhnlich wartete Melchor dösend auf ihn. Heute hatte er so viele Runden um die Feldulme gedreht, dass die Erde wie umgepflügt wirkte.

»Ho«, sprach Joseph beruhigend und trat vorsichtig näher.

Melchor schien ihn nicht einmal wahrzunehmen. Immer wieder riss er mit verdrehten Augen den Kopf so weit zur Seite, dass Seil und Rinde bedrohlich knirschten.

Langsam hob Joseph seinen behandschuhten Unterarm und griff den Strick unter dem Kinn des Wallachs, damit er endlich mit seinen Kreisen um den Stamm aufhörte.

»Wenn du so weitermachst, entwurzelst du noch den Baum.«

Gezwungenermaßen blieb Melchor stehen, doch scharrte er weiter mit dem Huf.

Joseph glitt mit der Hand unter den Schopf mit den hellbraunen Spitzen. Sanft strich er ihm über die Stirn. Für gewöhnlich ließ die Berührung Melchor die Augen schließen und tief durchatmen. Heute nicht.

»Was ist, mein Großer? Wer hat dich so erschreckt? Soll ich ihm das Fell über die Ohren ziehen?«

Eine Erschütterung durchfuhr den Wallach, und er riss den Kopf hoch. Das Seil schlitterte durch Josephs Faust, einmal mehr war er dankbar für seine Handschuhe. Sogleich nahm er den Strick wieder an sich und zwang Melchors Kopf in seine Richtung zurück, dieses Mal selbst eine Spur gereizt.

»Wir sind zusammen schon einem Bären, einem Wolfsrudel und einer Räuberbande gegenübergetreten, und du hast dich nicht so aufgeführt!«

Melchor schüttelte den Kopf hin und her, als wollte er ihm sagen, dass es dieses Mal anders war. Dass sie dieses Mal nur ihr Heil in der Flucht finden konnten.

Ebenfalls kopfschüttelnd ließ Joseph ihn los und machte sich daran, den Strick zu lösen, der sich bereits in die Baumrinde eingeschnitten hatte.

»Ich bringe dich zur Jagdhütte. Da beruhigst du dich hoff...«

In dem Moment, als er den Knoten löste, schoss der Wallach in vollem Galopp davon.

»Melchor!«

Der junge Wilderer und die Fasanenhenne waren heute schon vor ihm davongelaufen. Aber dass sein eigenes Pferd wegrannte, konnte er nicht fassen. Regungslos stand er da und blickte seinem Ross nach, bis ihm die auf und ab wippenden Äste die Sicht versperrten.

»Melchor.« Es war kein Ruf mehr. Nur eine Frage in der anwachsenden Stille.

In einer fließenden Bewegung steckte er das Saxmesser weg, nahm die Armbrust vom Rücken, legte einen Bolzen an, spannte die Waffe mit dem Trittbügel und zielte. Tausende Male hatte er seit früher Jugend diese Handhabung geübt. Er beherrschte sie ebenso mühelos wie ein- und auszuatmen. Im Gegensatz zu dem Bürschen zuvor beging er nicht den Fehler, nur vor sich zu schauen, und bewegte sich langsam im Kreis.

Je nach Gebiet wurde der Wald in vier Altersstufen unterteilt. Der Wuchs hier wurde ›Dickung‹ genannt, weil viele Äste der hohen, aber noch recht schlanken Bäume niedrig wuchsen. So bildeten sie auf verschiedenen Höhen gleich Stockwerken ineinander wachsende Blätterdächer. Zusammen mit dem Jungwuchs des Dickichts der bestmögliche Platz für Wild, um Unterschlupf zu finden. Aus diesem Grund war Joseph als Jäger hier. Doch genauso gut konnten Raubtiere die niedrigen Äste nutzen, um sich auf die Lauer zu legen. Vielleicht war Joseph nicht der Einzige, der im Mondschein Beute schlagen wollte.

Angespannt horchte er in die Stille, während seine Augen nach jeder kleinsten Regung Ausschau hielten. All seine Adern verengten sich, jede Muskelfaser spannte sich an, als würde ihn ein lähmendes Gift durchpulsen. Er kannte den Namen dieses Gifts. Jeder kannte ihn: Angst.

Dieses Gift marterte ihn bereits seit früher Kindheit. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass es jemals anders gewesen wäre. Er wuchs auf als der einzige Sohn der Familie neben fünf Schwestern –

allesamt merklich älter als er. Er fürchtete jeden Schatten, jedes Geräusch, deren Quelle nicht gleich erkennbar war. Er hatte Angst vor Donner und Blitzen, vor den Ochsenkarren, den riesigen, stampfenden Hufen der Kaltblüter. Sogar Mönche und Nonnen empfand er mit den langen, dunklen Kutten als unheimlich.

Seine älteren Schwestern begegneten seiner unentwegten Furcht mit Belustigung. Sie spielten ihm Streiche, um ihm Angst einzujagen. So warfen sie gruselige Schatten an die Wand, verkleideten sich als Dämon, gaben vor, düstere Zaubersprüche auszusprechen, um das Böse heraufzubeschwören, oder stellten sich alle mit dem Rücken zu ihm an die Wand und taten so, als seien sie verflucht, was ihn aus voller Kehle schreien ließ.

Ich bin kein kleiner Junge mehr, erinnerte Joseph sich selbst.

Doch auch wenn er im Körper eines Mannes steckte, der übersät war von Narben, die bewiesen, wie oft er sich Gefahren gestellt hatte, war die Angst immer noch die Gleiche wie in seiner Kindheit. Sie wechselte lediglich ihr Antlitz. Und auch die Erinnerung an die Vergangenheit lebte in ihm weiter.

Das Lachen seiner Schwestern umkreiste ihn. Ihm war, als würden sie sich wieder kichernd hinter ihm verkriechen. Damals mussten sie sich dafür bücken oder gar in die Knie gehen, um sich hinter ihm zu verstecken.

»Los, großer Bruder!«, hallte Elenes' Ruf aus der Vergangenheit zu ihm. »Beschütze uns!«

Die Jüngste der Schwestern drückte ihm glucksend den Reisigbesen in die Hand. »Verteidige uns schwaches Weibsvolk!«

Bebend hielt er den Stiel umklammert und starrte auf das unförmige Ding, das sich unter dem Tuch verbarg. Auch wenn er sich sagte, dass es sich nur wieder um einen Streich seiner Schwestern handelte, spielte sich unentwegt vor seinem inneren Auge ab, wie er das Tuch wegriss. In seiner Vorstellung sah er nicht, was sich darunter hervortat. Er erblickte nur, wie seine Schwestern erschrocken nach Luft schnappten und ihnen das Lachen in der Kehle erstickte.

Wie sie mit weit aufgerissenen Augen erbleichten. Wer so oft das Böse verhöhnte, würde irgendwann dafür zur Rechenschaft gezogen werden.

Eine seiner Schwestern gab vor, mit heraushängender Zunge in Ohnmacht zu fallen. Kichernd wedelten die anderen ihr Luft zu.

»Beil dich, großer Bruder! Wir zitternden Weiber sind verloren ohne einen Mann!«

»Es ist lächerlich«, sagte sich Joseph in einem fort, während er sich die Unterlippe blutig biss. Und doch trank und trank er weiter vom Gift der Angst, bis sie ihm die Kehle quetschte und er schluchzend zusammenbrach.

Heute als erwachsener Mann wusste er, dass seine Schwestern nie seine Ängstlichkeit oder Schwäche verspottet hatten. Es scherte sie nicht, dass sie keinen großen Bruder besaßen, der stark und mutig genug gewesen war, um sie zu beschützen. Sie wehrten sich gegen die allgemeine Ansicht, dass sie als Weiber dem Manne in allem unterlegen waren. Vater liebte all seine Töchter gleichermaßen, gab ihnen niemals das Gefühl, weniger wert als er oder ihr Bruder zu sein. Doch eben, weil sie es gewohnt waren, so achtungsvoll behandelt zu werden, fiel es ihnen umso schwerer, mit dem Weltbild außerhalb ihrer vier Wände zurechtzukommen. Ebenso wie Joseph mit der Erwartung zu kämpfen hatte, als Mann kraftstrotzend, kühn und vor allem besonnen im Angesicht von Gefahr zu sein.

Das Gewicht der Armbrust begann, sich in seinen Armen bemerkbar zu machen. Die Muskeln fingen an zu brennen, als würden sich die Fasern aufheizen. Von Melchor war nicht einmal mehr fernes Hufgetrampel zu vernehmen. Auch der Wind hatte seine Kraft ausgehaucht, als würde die anwachsende Nacht ihm den Atem rauben. Abermals stiegen ihm Melchors weit aufgerissene, verdrehte Augen in den Sinn.

Was hat dich in solch ein Grauen versetzt?

Ein Bär baute sich in seiner Vorstellung vor ihm auf. Stellte sich dieses Ungetüm auf die Hinterbeine, überragte es sogar ein Pferd.

Doch Bären verursachten immer Lärm. Sie konnten nicht einmal leise atmen.

Wölfe dagegen vermochten es, sich nahezu lautlos zu bewegen. Doch sie würden einen Menschen nur angreifen, wenn er davonlief. Sonst blieben sie auf Abstand, wenn sich ihre Wege kreuzten, wie Joseph es selbst nur zu oft erlebt hatte.

Er spähte zwischen den wippenden Blättern auf der Suche nach starrenden Augen. Die größte Gefahr stellten zweifelsohne andere Menschen dar. Eine Räuberbande konnte sich lautlos auf die Lauer legen. Doch auch sie tauchten nicht aus dem Nichts auf. Auf ihrem Weg in den Wald hinterließen sie Spuren. Die meisten bewegten sich wie Trampel durch das Dickicht. Brachen hervorwölbende Wurzeln und herabgefallene Äste auf dem Waldboden, rissen Dornengewächse aus dem Unterholz oder zerhackten es kurzerhand, außerdem umgingen sie keine Pfützen, wodurch sich ihre Schuhabdrücke im Schlamm abzeichneten. Auch ließen sie ihre Exkremeente offen liegen. Selbst eine Katze war klug genug, um sie zu verscharren.

Joseph senkte die Armbrust, wofür ihm seine Arme dankten. Wahrscheinlich hatte nur irgendein Insekt Melchor gestochen. Eine einfache Erklärung, ganz leicht ersichtlich, wenn die Angst einem nicht das Gehirn umnebelte. Er steckte die Armbrust weg und marschierte los. Die Nacht brach an. Ob mit oder ohne Pferd, er musste dem Bischof sein Wildschwein beschaffen.

Sein Blick glitt von seinem Weg ab nach Osten in die Richtung, in die Melchor immer wieder den Kopfgedreht hatte. Dort, wo bald der fast volle Mond aufging.

Es gibt nichts zu befürchten, wiederholte Joseph.

Obwohl ihm die Vernunft zustimmte, blieb dieses Gefühl in seinem Nacken. Das Gefühl, beobachtet zu werden von einer starrenden Macht.

*Du bist wachsam. Du bist schnell. Du bist gewandt.
Doch du wirst nicht schnell genug sein.*

Es ist Zeit, die Ordnung aufzubrechen.

Manchmal ist Güte grausam und Grausamkeit barmherzig.

Vergib mir. Denn ich werde grausam sein. Sehr grausam.



Kapitel 2

Gift

Wie stets an dieser Stelle bekreuzigte sich Joseph.

Obwohl die sich ausstreckenden Schatten der Stämme ihn zur Eile aufforderten, blieb er vor der umgestürzten Eiche stehen. Gleich einem Kranz streckte sich das Wurzelwerk nach allen Seiten aus, das von einer dicken Mooschicht ummantelt wurde. Sehnsuchtsvoll strich er darüber. Den hohlen Kern hatten Vater und er genutzt, um eine Rast einzulegen. Oft hatten sie so hitzig debattiert oder so innig gelacht, dass sie gar nicht zum Essen gekommen waren.

Wie von etwas aufgeschreckt, flatterte eine Krähe hinter ihm empor und flog krächzend über ihn hinweg. Joseph legte den Kopf in den Nacken und blickte ihr nach. Sein Blick huschte in die Richtung, aus der die Krähe aufgestoben war. Dann gab er sich einen Ruck und ging weiter.

Selbst in der zunehmenden Dunkelheit verlor er nicht seine Sicherheit. Zu vertraut war ihm der Wald. Unzählige Stunden, manchmal sogar mehrere Tage am Stück hatte er sich durchs Dickicht geschlagen. Allein die Umrise des Unterholzes genügten ihm, um den besten Weg zu erkennen. Außerdem hinterließen die meisten Tiere Treppfade, denen er nur zu folgen brauchte.

So sicher war er nicht immer gewesen. Als seine Schwestern nach und nach begannen, das Haus zu verlassen und er bereits mehr einem Mann als einem Kind glich, nahm ihn Vater mit auf die Jagd. Anstatt dass seine Angst mit fortschreitendem Alter abnahm, war sie weiter angewachsen. Geboren und großgezogen in einer Stadt, versetzte der Wald ihn in blankes Entsetzen. Er fürchtete nicht die Bäume selbst. Sondern, was sich hinter den Stämmen verbergen konnte. Dazu von allerorts die vielen unbekanntenen Töne und Laute. All die lauernenden Schatten. Der kriechende Bodennebel, der ihm die Sicht verschleierte.

Und erst der Wind. Er wirkte wie ein Geist, der den Wald plagte. Mit tiefem Heulen jagte er über die Baumwipfel hinweg. Brachte das Geäst zum Ächzen und Knarzen, ließ die Blätter beben und zischen. Alles ängstigte Joseph so sehr, dass er kaum ein Wort in sich aufnahm.

Vater blieb geduldig mit ihm. Erboste sich nie über seine Furcht. Drängte ihn niemals, Dinge zu tun, die ihm widerstrebten. Er verlangte lediglich, dass er ihn begleitete.

In den zunehmend wärmeren Tagen des Frühlings zeigte der Wald ein sanfteres Antlitz. Nach und nach drängte Bewunderung Josephs Angst zurück. Aufmerksam nahm er jedes Wort von Vater in sich auf. Vater lehrte ihn alle Stimmen des Waldes. Brachte ihm den Gesang jedes einzelnen Vogels bei, zeigte ihm, welche Geräusche er genießen konnte und vor welchen er sich in Acht nehmen musste. Er brachte ihm alle Namen der Pflanzen bei, angefangen von jahrtausendalten Bäumen bis hin zu winzigen Kräutern. Er zeigte ihm, dass nichts nur Heilung oder Gift darstellte, sondern nur die Menge den Unterschied machte.

Schon bald leitete sich Josephs Faszination vom Wald zu seinem Vater ab. Er schien mehr zu sehen, mehr zu hören, mehr wahrzunehmen als ein gewöhnlicher Mensch.

Erkennen kommt von Kennen, lautete stets sein Leitsatz.

Zu Anfang hatte Joseph nicht verstanden. Erst, als sich mit zunehmendem Wissen sein eigenes Sichtfeld erweiterte, begriff er. Wo er vorher nur Abdrücke in der Erde oder im Schnee gesehen hatte, erkannte er nun nicht nur, was dort gelaufen war, sondern das Alter der Fährte, in welcher Gangart das Tier sich bewegt hatte, ob es auf Futtersuche, beim Anpirschen oder auf der Flucht gewesen war, oft sogar, ob und an welchem Bein es sich verletzt hatte.

Auch den Wald selbst empfand er nun anders, als hätte er dessen Sprache gelernt. Er ächzte, stöhnte und knarzte nicht mehr leidend. Er sang. Wisperte ihm zu. Jeder Regentropfen auf einem Blatt

gehörte zum Ton einer eigenen Melodie. Ein Lied, dem die Menschen verlernt hatten, zuzuhören.

Obgleich Joseph ein meisterlicher Fährtenleser wurde, jede Stimme des Waldes zu deuten wusste und alle Eigenschaften jeder Pflanze aufzählen konnte, machte ihn das noch nicht zu einem guten Jäger. Er besaß kaum die Kraft, die Armbrust zu spannen. Verlor nach wie vor die Nerven bei Gefahr. Übertrendend war er als Einziges darin, sehr rasch auf Bäume zu klettern. Genau genommen nutzte die Angst seine neuen Fähigkeiten nur, um noch schneller Alarm zu schlagen und ihn in Panik zu versetzen.

Ich verstehe nicht, wieso du dich überhaupt um mich bemüht!, gestand Joseph eines Tages schluchzend seinem Vater. *Ich bin ein hoffnungsloser Feigling! Niemals werde ich wie du!*

Vater gab ihm keine Antwort. Zumindest nicht mit der Stimme. Stattdessen zeigte er ihm, wie sich die einzelnen Tiere im Wald durchkämpften.

Nicht allein die Stärksten und Kühnsten überleben. Auch die Achtsamsten, die sich verbergen oder fliehen, bevor sie überhaupt in Gefahr geraten. Auch jene, die ihre Herde oder das Rudel am besten zusammenhalten und zu führen wissen. Und manchmal auch die Gütigsten.

Bei seinen letzten Worten zeigte er ihm ein Wolfsrudel, das nach wie vor seine ältesten Rudelmitglieder versorgte, obwohl sie für die Jagd bereits zu schwach waren.

Joseph streckte die Arme zu den Bäumen seitlich von ihm aus. Fühlte bewusst jede Vertiefung und Senkung der Rinde. Spürte die Jahrhunderte, die sich darunter speicherten. Demütig bat er um Halt und Führung in der zunehmenden Dunkelheit.

Die Angst, die seit seiner Kindheit wie ein zweiter Schatten an ihm klebte und ihn schwärzte, hatte er niemals vertreiben können. Doch er unterwarf sich nicht länger ihrem Befehl, mochte sie noch so laut brüllen. Trotz seiner täglichen Versuche in seiner Jugend

erfolgte der Wandel nicht nach und nach. Die Wende kam schlagartig an diesem einen schicksalhaften Tag.

Ein Bär, von einer adligen Jagdgruppe gehetzt und bereits von mehreren Pfeilen durchbohrt, lief unmittelbar in ihn und Vater hinein. Mit jeder Einzelheit stand ihm noch vor Augen, wie sich dieser Koloss auf die Hinterbeine stellte und die Pranken spreizte. Sein Brüllen schallte so durchdringend, dass Joseph es wie ein Beben in den Knochen fühlte.

Sogleich warf er sich herum und suchte sein Heil in der Flucht. Er nahm an, dass auch Vater ihm nachlaufen würde. Doch das tat er nicht, wie er voller Schrecken erkannte, als er den Kopf über die Schulter drehte. Mit angespannter Armbrust stellte Vater sich dem Bären gegenüber, der ihn um das Doppelte überragte.

Er war ein herausragender Schütze. Und auch dieses Mal zielte er frei von jedem Beben mit der Bolzenspitze zwischen die Augen des Bären. Doch selbst ein vortrefflicher Schütze verfehlte sein Ziel, wenn dieses nach dem Abschuss auswich. So schlitzte der Bolzen nur einen blutigen Riss in die Stirn des Bären.

Nie zuvor war Joseph in seiner Flucht umgekehrt. Nie zuvor war er auf eine Gefahr zugerannt. Nun wirbelte er herum und lief. Lief so schnell er es vermochte. Schrie so laut er konnte.

Der Vorteil einer Armbrust: unglaublich zielsicher. Ihr Nachteil: Es benötigte Zeit, einen weiteren Bolzen zu spannen. Zeit, die Vater fehlte. Joseph sah, wie der Bär mit gespreizter Pranke ausholte. Erkannte, dass Vater es nicht rechtzeitig schaffen würde, den Bolzen abzuschießen. Joseph schrie, dass ihm die Stimme brach. Doch konnten all sein Rufen, all seine Verzweiflung und Angst nicht verhindern, dass die Pranke seinen Vater zu Boden schleuderte.

Die Armbrust flog ihm aus den Händen und schlitterte über den Waldboden. Benommen rollte Vater sich auf den Rücken. Da beugte sich der Bär schon mit weit aufgerissenem Maul über ihn.

In diesem Moment packte Joseph die bereits gespannte Armbrust, setzte die Bolzenspitze in den Nacken des Bären und schoss ab.

Joseph schloss die Augen bei der Erinnerung an das heiße Blut, das ihm ins Gesicht gespritzt war. Das erste Blut, das er vergossen hatte. Er strich über die Kerbe in der Armbrust, die die Bärenkrallen hineingeschlagen hatte. Er tat es jeden Tag, um sich daran zu erinnern, niemals wieder feige zu sein. Seine Angst hatte ihn beinahe den Vater verlieren lassen. An diesem einen Tag schwor er sich, niemals wieder vor Gefahr zurückzuschrecken, mochte die Furcht ihn noch so hart peitschen.

Stets hatte er auf den Tag gewartet, dass er seine Angst überwand. Sie endgültig besiegte. Heute wusste er, ein Tag frei von Furcht würde niemals kommen. Doch die Entscheidung, wie er handelte, lag immer vollkommen in seiner Gewalt.

Als er die Augen öffnete, durchbrach im Osten ein schwacher Schimmer die Finsternis.

Der Mond.

Endlich wagte er sich hervor. Zwischen dem Geäst ließen sich nur Bruchstücke von ihm erkennen. Doch sobald er höher stieg, würde sich sein Licht in breiten Strahlen durch die Baumkronen strecken.

Bald geht es los.

Joseph blieb stehen und horchte. Atmete nicht einmal mehr. Dann stieß er seine angehaltene Luft aus. Er hatte richtig gehört.

Mit noch mehr Bedacht als zuvor schlich er auf die Geräuschquelle zu. Der Mond half ihm und umzeichnete mit hellen Umrissen die Zweige und Zapfen am Waldboden, die seine nahenden Schritte verraten konnten. Lautlos glitten die biegsamen Zweige des Dickichts über seine Brust hinweg. Aus dem fernen Tongemisch begannen sich einzelne Laute abzuspalten. Hufgetrappel, Wühlen von Erde, Grunzen und Quieken. Joseph hatte seine Wildschweinherde gefunden.

Tief gebückt näherte er sich dem gebeugten Rand des Abhangs und legte sich ins weiche Laub. Am Tag noch goldgelb leuchtend, schimmerte es nun silbrig blau. Vorsichtig spähte Joseph hinab.

Am Fuß des Hangs tummelte sich die Wildschweinherde. Immer wieder stießen sie sich grunzend und quiekend mit ihren Schnauzen und Hauern an. Als würde Vater wie früher neben ihm auf der Lauer liegen, hörte er ihn raunen.

›Jedem hellen Mond aufs Neue führen sie dieses Theater auf, als würden sie aushandeln, wer vorangehen soll. Letztlich geht doch immer die Leitbrache voran. In diesem Moment schlägst du zu.‹

Joseph neigte den Kopf dicht über die Armbrust vor ihm und zielte. Wie Vater es ihn gelehrt hatte, atmete er vorher tief ein. Spürte das Leben um sich und in sich, bevor er den Tod aussandte.

Anstatt, dass sich all seine Sinne auf die Beute richteten, schweifte seine Wahrnehmung ab. Warum war ihm, als schwebte der Geruch von Schneereggen in der Luft?

Sein Blick wanderte nach oben zu den halbkahlen Ästen. Unendlich viele Sterne besprenkelten die Himmelskuppe, darunter auch eine Straße aus Gestirnen, so fein, dass sie einem Nebel anmutete. Nicht eine einzige Wolke verdeckte die Nacht.

Es ist bloß die Kälte, beruhigte Joseph sich und erklärte das als die Ursache für die Gänsehaut in seinem Nacken.

Er zwang seine Aufmerksamkeit zurück auf die Herde. Bevor sie loszogen, musste er seinen Schuss abgegeben haben. Setzten sich die Tiere erst einmal in Bewegung, würde es umso schwerer sein zu treffen.

Abermals flüsterte ihm die Vergangenheit zu. Dieses Mal waren es seine eigenen Worte. Eine Frage, die er niemals laut ausgesprochen hatte. Eine Frage, die in ihm erwachte, als seine Mutter am Fleckfieber starb. Einst mit seinen Schwestern von sechs Frauen umringt, lebten Vater und er nun allein. So oft wisperte die Frage beim geheimen Betrachten seines Vaters in ihm. Nicht nur während der Jagd. Auch bei dem Ritt zur Stadt. Bei dem Abendessen im

Feuerschein. Oder wenn Vater friedlich schlief, nach wie vor am Bettrand, als müsste er seiner Frau noch Platz lassen. Diese eine Frage, auf die nur das Schicksal ihm Antwort geben konnte.

Wie wirst du sterben?

Er wusste, dieser Tag würde kommen. Der Tod ließ niemanden aus. Doch wusste er nicht, wann und wie. Er wollte nicht darüber nachdenken. Wollte das Leben nicht von der Vorstellung des Todes überschatten lassen. Und doch stob immer wieder diese eine Frage in ihm auf. In traurigen Momenten. In glücklichen. In gefährvollen. In friedlichen. In lauten. In leisen.

Wie wirst du sterben?

Unzählige Schreckensszenarien rasten vor seinem inneren Auge vorbei. Er sah seinen Vater an allen ihm bekannten Krankheiten sterben. Ging im Kopf alle möglichen Jagdunfälle durch. Sah ihn sogar vor dem Scharfrichter. Das, was Vater letztlich den Tod brachte, damit rechnete er nicht.

Sie saßen gemeinsam am Tisch ihrer Jagdhütte und schliffen wie gewohnt die Saxmesser. Joseph machte einen Scherz. Er wusste nicht einmal mehr, welchen. Doch sie hatten beide schallend gelacht. Dabei rutschte Vater aus und schnitt sich in die Hand. Die Wunde war nicht besonders tief und war rasch verbunden. Er hatte schon ganz andere Verletzungen hinter sich. Doch anstatt zu heilen, wurde die Wunde heiß und rot. Die Hitze breitete sich über seinen ganzen Körper aus, bis auch sein Gesicht rot glühte. Immer wieder wischte Joseph die Schweißperlen von Vaters Gesicht. Doch sogleich sprossen neue nach.

Ich hätte ihn nicht das Reh ausnehmen lassen sollen, sagte sich Joseph, so wie jedes Mal, wenn er daran zurückdachte. Das aufgerissene Gedärm hatte Vaters Verband verschmutzt und damit auch sein Blut.

Noch immer fühlte er Vaters heiße Hand, die er schluchzend umklammert hatte. Und noch immer hörte er seine eigene tränen-erstickte Stimme.

›Hätte ich dich nicht zum Lachen gebracht, hättest du dich nicht geschnitten. Dann würdest du leben!‹

Vaters Worte klangen so sanft, dass er als der Gesunde und Joseph als der Kranke wirkte.

›Hättest du mich nicht seit deiner Geburt zum Lachen gebracht, hätte ich keinen Grund zum Leben gehabt.‹

›Vater, was soll ich tun? Was soll ich tun ohne dich?‹

›Ehre das Leben. *Beschütze es.*‹

Joseph küsste ihm die heiße Hand. Versprach es nicht mit der Stimme, doch mit seinem Herzen. Ein Versprechen, an das er sich jeden Tag aufs Neue hielt.

›Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder lachen kann.‹

Vater dagegen konnte auch auf dem Sterbebett noch ein schwaches, aber vollkommen losgelöstes Lachen ausstoßen.

›Sobald du ein dralles Weib findest und dich eine Kinderschar umgibt, wirst auch du wieder herzlich lachen können, mein Sohn.‹

Ein Weib hatte er gefunden, wenn auch alles andere als drall. Doch die Kinderschar ... Sie war ihm leider verwehrt. Ebenso wie sein Lachen. Selbst wenn er unerwartet lachte, musste er jedes Mal an das seines Vaters denken, das ihn das Leben gekostet hatte.

Sein eigener bebender Atem, der ihm gegen die Hände an der Armbrust wallte, brachte Joseph zurück in die Gegenwart. Doch der Tod blieb an seiner Seite. Gab ihm mit seiner Knochenhand den Fingerzeig auf ein Wildschwein mit splittrigen Hauern.

Joseph legte den Finger um den Abzug. Der Bischof würde zufrieden sein. Doch erwartete Joseph eine ziemliche Mühsal, da er den Eber ohne Pferd befördern musste. Er konnte nur hoffen, dass Melchor bei der Jagdhütte auf ihn wartete. Sonst war er gezwungen, das Wildschwein auf einem Ziehkarren in die Stadt zu befördern. Allein bei dem Gedanken schmerzte ihm der Rücken.

Die Leitbrache schlug den Kopf hoch und trabte los. Die anderen Tiere nahmen Stellung hinter ihr auf, um ihr zu folgen. Joseph

stieß die Luft aus seinen Lungen und sandte zusammen mit seinem Atem den Bolzen, den Tod aus.

Die Eisenspitze zerschnitt die Nacht und bohrte sich mit einem dumpfen Ton zwischen die Rippen des Tieres. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel der Eber zu Boden. Er streckte den Kopf hoch, als wollte er seinem Mörder in die Augen sehen. Trotz der Dunkelheit meinte Joseph, Erkennen in dessen Augen zu sehen. Das Wissen, dass es nun zu Ende ging.

Quiekend preschten die anderen Tiere davon. Joseph sah ihnen nicht nach, blickte nur auf die Blutlache, die sich unter dem getroffenen Wildschwein wie Tinte ausbreitete. Einzelne Splitter des Mondes spiegelten sich flackernd darin.

Joseph wollte aufstehen, da rann ihm ein Schauer wie Eiswasser unter die Haut. Die Brauen zusammengezogenen, stieß er seinen Atemdampf aus.

Warum wird mir auf einmal so kalt?

Nein. Nicht die Kälte selbst nahm zu. Nur der Geruch von Schneeregen.

Anstatt aufzustehen, rollte er sich auf den Rücken. Er fühlte sein Herz noch einmal hart wie ein Stein in seiner Brust klopfen. Dann wurde es unheimlich still in ihm. Kein Puls. Kein Atemholen. Kein Gedanke. Nichts. Als Einziges nahm er den weißen Riesenwolf mit grauem Rücken wahr, der mit halb gesenktem Kopf nur wenige Schritte von ihm entfernt auffragte. Die leuchtenden Silberaugen richteten sich unmittelbar auf ihn. Wirkten wie Bruchstücke des Mondes.

Nun erfuhr Joseph am eigenen Leib, was seine Beutetiere durchlitten. Wie sich die Erkenntnis anfühlte, dass man die ganze Zeit über beobachtet und verfolgt worden war. Wie es einem erging, wenn man von einem Jäger auserwählt wurde, stärker und schneller als man selbst und mit schärferen Sinnen und Waffen ausgestattet.

Joseph hatte den Riesenwolf nicht gehört oder gesehen. Er hatte ihn *gefühlt*. Seinen Blick. Seinen Blutdurst. Seine Gedanken.

Langsam schüttelte Joseph den Kopf, als würde das Verneinen des Riesenwolfs diesen zurück ins Land der Legenden verschwinden lassen. Denn so große Wölfe gab es nicht. Wäre es der Fall, hätte Vater sie gewiss entdeckt und ihm davon erzählt. Er selbst hätte im Lauf all der Jahre Pfotenabdrücke finden müssen. Abgesehen davon ... Ein Tier konnte ihn nicht so ansehen. Nicht so wissend. Nicht so leidend.

Da war sie wieder. Die Angst. Als würden unsichtbare Wurzeln aus dem Erdreich wuchern und ihn umklammern, lähmte sie ihm die Glieder. Mit einem Ruck ging er dagegen an und riss das Saxmesser aus der Scheide. Gleich darauf sprang er auf die Beine, wofür ihn sein Kreuz mit einem brennenden Stich zwischen die Wirbel strafte.

Der Wolf hob den Kopf. Im Gegensatz zu ihm frei von Angst. Zu Recht. Denn was hatte diese gewaltige Kreatur schon zu befürchten? Gewiss konnte der Wolf seine Angst wittern. Joseph musste ihm klar machen, dass er sich seiner Furcht nicht unterwerfen würde.

»Du willst mein Wildschwein? Willst nicht selbst auf die Jagd gehen?« Er deutete mit einem Kopfruck zur Seite. »Dann hol es dir, fauler Hund!«

Obwohl gleich am Fuße des Hangs ein totes Wildschwein lag, worin der Wolf nur noch die Zähne bohren musste, blickte er nicht einmal darauf hinab. Sein Starren galt allein Joseph, dem bei Weitem nicht so viel und schon gar nicht so junges Fleisch anhaftete.

Joseph verengte die Augen. Ein Wolf konnte in ihm nur Beute oder eine Bedrohung sehen. Doch dessen Blick passte zu keinem von beidem.

Ihn weiter im Auge beugte sich der Wolf zur Seite weg. Jäh galoppierte er an. Innerhalb eines Lidschlags verschwand er zwischen die Bäume. Stunnd blickte Joseph ihm nach. Der Wolf war noch schneller, als er es ohnehin bei seiner Körpergröße angenommen hatte.

Rasch kam Joseph zur Besinnung, ramnte die Spitze des Saxmessers in die Erde, packte mit einer Hand die Armbrust und griff gleichzeitig mit der anderen einen Bolzen. Innerhalb eines Atemzugs trat er in den Bügel und zog mit beiden Händen die Sehne an, dann riss er schussbereit die Armbrust hoch. In der Rechten die Armbrust, in der Linken das Saxmesser verharrte er. Lediglich seine Brust hob und senkte sich unter seinem stoßenden Atem. Beide Waffen wogen schwer, lange würde er in dieser Haltung nicht ausharren können.

»Wo bist du?«, raunte er in die Dunkelheit, während sein vom Mondschein erleuchteter Atemdampf an seinem Gesicht aufstieg.

»*Wo bist du?*«

Wenn er seinem Gefühl trauen konnte und dieser Wolf ihm über Stunden aufgelauert hatte, dann verschwand er nicht einfach so. Nicht bevor er bekommen hatte, was er wollte.

Joseph runzelte die Stirn, als hinter ihm ein Donnergrollen den Wald durchdrang. Zu spät erinnerte er sich daran, dass nicht eine Wolke die heutige Nacht verschleierte und es sich nicht um die Stimme eines nahenden Sturms handeln konnte. Als sich das Dröhnen in Aufschlagen von rasenden Pfoten verwandelte, war es schon zu spät. Er versuchte noch herumzuwirbeln, da durchstießen glühende Speerspitzen seinen Unterschenkel. Obwohl sie sich sogleich aus seinem Fleisch lösten, zwang ihn der Schmerz schreiend in die Knie.

Angst kochte in ihm auf, jagte seinen Herzschlag in die Höhe, brachte sein Blut zum Tosen. Er ließ sein Saxmesser durch die Luft schneiden, um das Ungeheuer auf Abstand zu halten. Ohne an seinem verwundeten Bein herabzusehen, stemmte er sich wieder in die Höhe.

Der Wolf war ihm nicht einmal ganz zugewandt. Stand halb mit dem Rücken zu ihm, hatte ihm nur den Kopf zgedreht. Ein schwarzer Blutstropfen rann ihm langsam über den Unterkiefer. Keine gefletschten Zähne. Keine Wutfalten im Gesicht. Nur dieser

Blick. Dieser endlos traurige Blick, in dem nur schwach etwas Hoffnung durchschimmerte.

»*Warum?*«, stieß Joseph mit rauem Wispern aus.

Der Wolf schloss seine tränenvollen Augen. Joseph öffnete den Mund, um diese Kreatur in den tiefsten Kreis der Hölle zu verfluchen, da schnitt ihm der Schmerz wie ein Klingenschnitt die Stimme ab.

Krallen bohrten sich von der Bisswunde sein Bein hinauf. Gruben sich immer tiefer und höher einen Weg durch Fleisch und Knochen. Als Joseph hinabblickte, sah er dort keine Klauen, keine Zähne, nur sein schlotterndes Bein, an dem schwarzes Blut herabrann. Kurzerhand schnitt er mit dem Saxmesser seinen Beinling auf. Was darunter zum Vorschein kam, ließ alles Blut aus seinem Gesicht weichen.

Nicht Krallen, sondern dunkelviolette Striemen verzweigten sich von den Bisslöchern aus. Sie wühlten sich durch seine Adern, bahnten sich immer weiter einen Weg hinauf.

Nie zuvor hatte er so etwas erlebt. Nicht einmal davon gehört. Schlangen besaßen einen giftigen Biss. Doch Wölfe ...

Keuchend blickte er auf und spähte zwischen die Bäume, die mit ihm zu beben schienen.

Du bist kein Wolf. Du bist eine Bestie.

Die Striemen erglühten in seinem Fleisch, brannten sich in seine Knochen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht schnitt er den Fetzen seines Beinlings ab, klemmte das Saxmesser zwischen die Zähne und schnürte den Stoff um seinen Oberschenkel, damit sich das Gift nicht weiter ausbreitete. Genauso gut hätte er versuchen können, eine Sturzwelle mit seinem bloßen Körper aufzuhalten. In dem Moment, als er den Messergriff wieder in die Hand nahm, erreichten die Giftstränge sein Herz und bohrten sich mit unzähligen Klauen hinein.

Joseph krallte die Hand in seine Brust, stolperte zurück. Er stieß gegen einen Stamm, im nächsten Moment rutschte er im feuchten

Laub aus und stürzte rücklings den Hang hinunter. Seine Hände streckten sich nach den Ästen und Sternen aus, die sich in rasender Geschwindigkeit von ihm entfernten. Er schlug so hart auf, dass es seine eine Seite betäubte. Dann drehte sich alles nur noch um ihn herum, während er sich immer schneller überschlug.

Bäuchlings landete er in einer Pfütze am Fuß des Hangs. Sein ausstoßender Atem spritzte das Schlammwasser auf. Mit schmerzverzerrtem Gesicht öffnete er die Augen.

Erst erblickte er seine bebende Hand in der dunklen Lache, dann das tote Wildschwein, das ihm gegenüber lag. In den starren Augen spiegelte sich der fast volle Mond, der vom kahlen Geäst wie von schwarzen Adern durchzogen wurde.

Weg hier, befahl ihm die Angst. *Lauf so schnell wie nie zuvor. So weit wie nie zuvor.* Sonst würde er ebenso wie der Eber vor ihm enden.

Mit bebenden Armen stemmte er sich aus dem Schlammwasser. Laub klebte in seinem Gesicht, während es zäh an ihm herabtropfte. Die Nägel an Händen und Füßen, ebenso wie seine Zähne brannten, als versuchte jemand, sie mit einer Zange herauszureißen. Wankend kam er auf die Beine. Doch auch jetzt, da er die schlimmsten Schmerzen seines Lebens durchlitt, weigerte er sich, dem Gebot der Angst zu gehorchen.

Meine Waffen, dachte er mit dem letzten Winkel seines Verstands, der nicht von Schreien der Qual übertönt wurde. Er musste sie bei dem Sturz verloren haben.

Obwohl sein Sichtfeld schwankte, als wäre die Welt um ihn herum in Flammen geraten, suchte er den Hang ab. Der Mond half ihm und spiegelte seinen Schein im Saxmesser, das unweit von ihm lag. Die Armbrust fand er nur, weil er in seinem schwankenden Gang zufällig darauf trat. Mochte er in seinem Zustand schlechter kämpfen als ein Volltrunkener, so könnte er das Biest zumindest auf Abstand halten. Die Waffen mehr schleppend als haltend, quälte er sich den gegenüberliegenden Hang hinab.

Zur Jagdhütte, war sein einziger bewusster Gedanke. Zur Jagdhütte.

Dort konnte er sich verbarrikadieren. Dort hatte er vielleicht eine Chance, zu überleben.

Immer wieder knickten ihm die Beine ein, als ein neuer Giftstoß von seinem Herzen ausströmte. Doch er kämpfte sich jedes Mal auf die Beine, auch wenn er sich mit Saxmesser und Armbrust gleichzeitig abstützen musste.

Seine eigene Stimme wehte ihm zwischen den flackernden Stämmen zu. Kroch wie Rauch in ihn hinein. Zehrte von seinem Atem.

Wie wirst du sterben?

Dieses Mal richtete er die Frage nicht an Vater, sondern an sich selbst.

Petrissa.

Er durfte sie nicht allein lassen. Sie würde es nicht schaffen ohne ihn. Sie würde von innen aufgefressen werden. Er musste das hier überleben, koste es, was es wolle.

Obwohl die Angst in seinen Nacken biss und ihn aufforderte, zurückzublicken, drehte er nicht einmal den Kopf über die Schulter. Der Bestienwolf hatte bewiesen, dass er sich sowohl vollkommen lautlos anschleichen konnte, als auch schnell wie eine Bö zu laufen vermochte. Joseph konnte nichts gegen ihn ausrichten, selbst wenn er ihn kommen sah. Als Einziges hoffte er darauf, dass der Wolf darauf warten wollte, dass das Gift ihn endgültig übermannte. Es gehörte auch zur einzigen Erklärung, weshalb dieses Biest ihn noch nicht in Fetzen gerissen hatte.

Als sich die Bäume zu lichten begannen und die Stämme immer dünner wurden, konnte er die Armbrust nicht mehr halten. Ihm war, als würden sich seine Knochen so beugen, dass sie bereits knirschten. Mit letzter Kraft heftete er die Waffe an den Tragegurt auf seinem Rücken.

Das Saxmesser war er nicht bereit, loszulassen. Kurzerhand schnitt er den linken Ärmel ab und umwickelte seine Rechte

mitsamt Messergriff, damit er die Waffe nicht verlor. So taumelte er auf die freie Ebene hinaus.

Wie unter Wasser nahm er die Jagdhütte nur als verschwommenen, dunklen Klotz wahr. Gemeinsam mit Vater hatten sie die Hütte gezimmert. Lachend und schwitzend, scherzend und keuchend.

Nun nutzte Joseph die Peitschen der Angst, um sich anzutreiben. Mit einem Bein humpelnd lief er schneller und schneller. Die Klingenspitze des Saxmessers streifte das Gras. In seinem Geist sah er den Wolf hinter sich über die Ebene rasen, um ihn kurz vor dem Ziel im Nacken zu packen und ihm all seine Träume und Hoffnungen auszulöschen. Alles schrie und tobte in ihm.

LAUF! LAUF! LAUF!!!

Es schallte so laut in ihm, dass er kaum merkte, wie er selbst aus voller Kehle schrie.

Mit seinem ganzen Gewicht fiel er gegen die Tür. Da er das Saxmesser um seine Rechte gewickelt hatte, musste er mit der linken Hand den Schlüssel ins Vorhängeschloss bekommen. Die Schweißperlen rannen ihm vom Nacken zwischen die Schulterblätter, während seine zittrigen Finger die meiste Zeit nicht einmal in die Nähe des Schlosses kamen. Die Angst zog wie ein Strick an seinem Hals, um ihn zu zwingen, nach hinten zu sehen. Doch er musste den Blick auf dieses verdammte Schloss halten, wollte er überleben.

»Petrisa«, hauchte er. Im gleichen Moment bekam er den Schlüssel ins Loch, und das Schloss sprang auf.

Da er mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür lehnte, fiel er über die Schwelle. Sein Sturz wurde vom Tisch in der Raummitte aufgefangen. Er warf sich herum und blickte durch den sich schließenden Türspalt zum ersten Mal zurück.

Am Rand der Ebene ragte der Wolf auf. Doch er rannte nicht auf ihn zu. Stand nur dort auf der Schwelle der Wildnis wie ein knochenweißes Mahnmal.

Er ist mir die ganze Zeit über gefolgt.

Und doch hatte er ihn nicht getötet. Hatte nicht einmal den Versuch unternommen.

Joseph knallte die Tür zu und schob den Riegel vor. Gleichzeitig verfluchte er sich dafür, dass er nicht einen Querbalken zum Verschießen besaß, anstelle dieses schäbigen Riegels, der eigentlich nur dazu diente, dass die Tür bei Wind geschlossen blieb.

Weil er gewusst hatte, dass er in der Nacht zurückkehren würde, hatte er bereits vor der Jagd ein Feuer entzündet. Glimmend lagen die Brocken in der Asche, umgeben von flirrender Hitze. Der rote Schein fing sich in den Waffen, die an den Wänden hingen. Alles in dieser Hütte, angefangen von den Tongefäßen auf den Regalen bis hin zum Werkzeug auf dem Tisch hatte seinen Platz und befand sich in akkuratem Abstand voneinander.

Diesen Hang zur Ordnung hatte er nicht von seinem Vater geerbt. In den Anfangstagen seiner ersten Jagderlebnisse hatte er sich mit vorgetäuschten Krankheiten gedrückt. Vater legte ihm nicht einmal die Hand auf die Stirn, um seine Körperwärme zu prüfen. Nahm alle Ausflüchte mit einem Schmunzeln an.

Mutter dagegen ließ ihn nicht im Bett rasten. Er musste ihr zu Hand gehen, ganz gleich, ob beim Kochen, Waschen, Einkaufen, Nähen oder Aufräumen. So lernte er, eine perfekte Naht zu setzen und vor allem Ordnung und Struktur. Schon bald fand er Gefallen daran. Es gab ihm Sicherheit. Zumindest ein Gefühl davon. So etwas wie Sicherheit gab es in einer Welt voller Gefahren nicht. Auch heute noch hielt er sich an Mutters Regeln. Je größer die Schwierigkeiten in seinem Leben und seine Angst, umso mehr klammerte er sich daran.

Nun brach er in seiner blinden Panik auch ihre Regeln. Er humpelte um den Tisch und schob ihn zur Tür. Tongefäße fielen zu Boden und zerbarsten klirrend. Schneidebretter, Schleifsteine, Knochensägen und Fleischspalter folgten ihnen in die Tiefe und zerbrachen die Scherben in noch kleinere Stücke.

Auch als der Tisch die Tür blockierte, ließ Joseph sich nicht zu Boden sacken. Er musste sich rüsten für den Fall, dass der Riesewolf versuchte, hereinzukommen. Die Hütte war lediglich aus Holzbrettern gezimmert, mit Gewalt könnte sich dieses Ungeheuer von jeder beliebigen Seite einen Weg freischlagen.

Joseph trat so dicht neben die offene Feuerstelle heran, dass er die Asche aufwirbelte. Sein Sichtfeld flackerte, die Waffen an der Wand huschten umher und zogen einen durchsichtigen Schweif hinter sich. Er würde sich jede Klinge, derer er habhaft werden konnte, in Gürtel und Stiefelschäfte stecken. Selbst wenn der Wolf ihn zu Boden zwang und sich in seinem Fleisch zerbiss, könnte er ihn mit dem Messer durchbohren.

Er streckte die Hand nach dem Griff aus, da traf ihn wie ein Stoß eine neue Schmerzwellen. Er sank in sich zusammen und riss mit seinem ausgestreckten Arm alle sorgsam aufgehängten Waffen hinunter. Klingen und Bolzen hagelten zu Boden und bohrten sich in die Dielen, während er mit dem Rücken gegen die Wand hinabsank. Als gekrümmtes Bündel lag er da, sein Saxmesser nach wie vor um die Rechte gebunden. Zuvor hatte er noch als Jäger im Laub ausgeharrt, nun lag er als Beute darnieder, den Tod in den Adern.

Er blickte den feinen Rauchfäden nach, die sich durch das Abzugsloch zum Mond streckten. Der weiße Wolf formte sich aus den Rauchsclieren.

Warum hast du mich gebissen?

Warum bist du mir bis hierher gefolgt?

Warum tötest du mich nicht?

Joseph schloss seine bebenden Lider. Tränen rannen ihm seitlich der Augen über die schlammverklebte Haut.

Petrissa. Petrissa. Petrissa.

*Auch wenn du mich immer hassen wirst.
Auch wenn du mich immer zu töten versuchen wirst.*

Von nun an bin ich ein Teil von dir und du ein Teil von mir.



*Welches Herz erwacht in unserem Heulen?
Welchen Traum tragen wir in die Nacht?*

Kapitel 3

Umwege

Joseph wusste nicht, wie lange er sie anstarrte. Diese ... an seinen Fingern. Diese ..., die nicht dort hingehörten. Die bei keinem Menschen einen Platz hatten.

Doch ganz gleich, wie lange er starrte. Er erwachte nicht aus diesem Albtraum. Es gab nur zwei Erklärungen:

Entweder hatte ihn die gestrige Nacht wahnsinnig gemacht.

Oder er besaß Krallen an den Fingern.

Zum ersten Mal, seitdem er die Augen aufgeschlagen hatte, wagte er es, sich zu rühren. Die Klauen daran bewegten sich mit. Mit leisem Schaben fuhren sie über die Dielen. Er drehte die Hand im schwachen Morgenschein, der unter dem Türschlitz durchdrang. Diese Widernatürlichkeit, die ihn gleichzeitig faszinierte wie anwiderte, konnte nur eine Nachwirkung des Gifts sein. Nur Teufel brachten Teuflisches hervor.

Was ist mit der Bisswunde?, zischte es in ihm, als wagte nicht einmal sein Geist, die Frage laut auszusprechen.

Er schluckte mit enger Kehle. Wenn das Gift solche Kraft besaß, um diese Abscheulichkeit an seinen Händen hervorzurufen, was war dann erst mit seinem Bein?

Er stemmte die Arme auf den Boden und setzte sich auf. Obwohl er die ganze Nacht auf den Holzdielen verbracht hatte, dazu mit einer Armbrust auf den Rücken geschnürt, schmerzte ihn nicht einmal das Kreuz. Vermutlich drängte seine Aufregung die Schmerzen vorerst zurück. Atemlos drehte Joseph den Kopf und musterte seinen Unterschenkel mit dem zerfetzten Beinling.

Dunkel verkrustetes Blut bedeckte seine Haut. Die Brauen zusammengesogen, kratzte er mit der Krallenhand die Kruste fort. Doch dort waren keine Bisslöcher. Nirgendwo. Nicht einmal Narben.

Benommen bekreuzigte sich Joseph. Er konnte es nicht verstehen. Und das nahm er so an. Es gab Dinge, die außerhalb seines Verständnisses lagen und es immer sein würden. Am besten verhielt er sich so, als sei dies alles nie geschehen. Nur so konnte er sich einen Rest klaren Verstands bewahren. Und den hatte er bitter nötig, war er durch Petrisa bereits genug Wahn ausgesetzt. Der Wolf hatte sich in seinem Bein verbissen, die Giftzähne durften sich nicht auch noch in seinen Verstand bohren.

Anstatt Spuren des Bisses machte er eine weitere Entdeckung, als sein Blick tiefer wanderte.

»Großartig«, murmelte er.

Auch an seinen Füßen beugten sich Krallen. Und sie hatten die teuren Lederstiefel durchbohrt. Ein groteskes Bild, das nur abstruser wurde, als er die Zehen bewegte.

Joseph drehte den Kopf zur Seite und nahm zum ersten Mal seine Umgebung wahr. Er selbst hatte gewütet wie ein Dämon. Alle Waffen von der Wand lagen um ihn herum verstreut. Das Werkzeug stapelte sich in den Scherben der Tongefäße um den Tisch. Schlammige Stiefelabdrücke verliefen kreuz und quer durch den Raum. Boden und Wände waren von Blutstropfen besprenkelt. Josephs innere Ordnung war nicht minder zerbrochen.

Ordnung, formte er mit den Lippen, während ihn Mutters Stimme durchwehte. *Bring es wieder in Ordnung.*

In einer Welt, in der alles durcheinandergeraten war, handelte es sich um das Einzige, was er beeinflussen konnte. Das Einzige, woran er im Sturm seiner tobenden Gefühle Halt finden konnte, um nicht in blanker Angst zu ertrinken.

Er hob seine rechte Hand, an der nach wie vor das Saxmesser gebunden war. Durch die Klauen erschien es ihm, als würde er eine fremde Hand steuern. Zumindest halfen ihm die Krallenspitzen, den Knoten rasch zu lösen.

Langsam stand er auf, bereits gewappnet auf den Schmerz. Doch der erwartete Stich zwischen seine Wirbel folgte nicht. Zum ersten

Mal seit zehn Jahren erhob er sich frei von jedem Schmerz. Er blinzelte staunend. Gleich darauf beugte er sich in alle Richtungen, die ihm für gewöhnlich Höllenqualen bereiteten. Nun war er wieder biegsam wie ein Aal.

Freude wollte nicht in ihm aufkommen. Schließlich handelte es sich bloß um eine Nebenwirkung des Gifts, das scheinbar ebenso eine heilende Kraft besaß. Es würde vergehen genauso wie auch die Krallen. Niemand war vor dem Alter gefeit. Alle Geschöpfe dieser Welt unterlagen diesem Gesetz. Und die Natur machte keine Ausnahmen.

Immerhin würde ihm sein besänftigtes Kreuz dabei helfen, dieses Durcheinander wieder in Ordnung zu bringen. Doch zuerst musste er sich um die Krallen kümmern. Nicht einen Herzschlag länger wollte er sie an den Fingern haben. Sie gehörten nicht zu ihm. Das waren die Klauen des Wolfs.

Er stieg über Schlammbrocken und Scherben hinweg und fischte zwischen dem Wirrwarr die eiserne Schere heraus. Für gewöhnlich brach er damit den Brustkasten von Geflügel auf. Deren Kraft musste genügen, um sich seiner Krallen zu entledigen. Obwohl Joseph bereits so viele Knochen durchgehackt hatte und den Ton gewohnt war, zuckte er zusammen, als er die erste Klaue abtrennte. Wie in verlangsamter Zeit sah er sie zu Boden und zwischen seine Füße fallen.

Einen Moment lang starrte er sie an, dann gab er sich einen Ruck. Er musste sich noch neunzehn anderer Krallen entledigen, in diesem Tempo würde er nicht weit kommen. Mit verkniffenem Gesicht schnitt er sich die Dinger von Händen und Füßen. Dann scharfte er sie zusammen und warf sie in den Holzeimer für die Abfälle. Gleich darauf warf er seine ruinierten Stiefel hinterher, damit er den Anblick nicht länger ertragen musste.

Wie von einer fremden Kraft angezogen, drehte er den Kopf zur Tür. Es wunderte ihn, dass trotz der erst beginnenden Morgendämmerung so viel Licht unter dem Türschlitz durchdrang. Mühelos

konnte er jede Einzelheit in der Jagdhütte erkennen. Dabei hatte er für gewöhnlich Mühe, Feinheiten im Zwielficht auszumachen. Wenn er jetzt unmittelbar in den Schein blickte, blendete er ihn gar.

Er wandte den Kopf ab, nicht nur von der Tür, sondern vor allem, was ihn dahinter erwartete. Mit einer Armbewegung machte er den Platz vor sich frei. Dann legte er die Armbrust vor sich ab. Anschließend schnürte er die Lederarmschienen auf und drapierte sie in akkuratem Abstand vor sich. Seine Präzision hatte keinerlei Nutzen, sie gab ihm lediglich das Gefühl der Kontrolle.

Ähnlich verfuhr er mit seinem Gürtel, an dem die lederumwickelte Scheide des Saxmessers hing. Als er sich die Tunika mit dem abgerissenen Ärmel über den Kopf zog, drehte er die nackten Schultern. Wieso war ihm, als seien seine Muskeln stärker gewölbt und vor allem härter? Mit einem Kopfschütteln tat er die Frage ab. Nach dem gestrigen Kraftakt brauchte er sich nicht zu wundern.

Als Nächstes entledigte er sich seiner Beinlinge und der Bruche. Mit dem ganzen verkrusteten Blut und Schlamm auf der Haut fühlte er sich nicht einmal nackt.

Schmatzend bewegte er die Zunge im Mund. Doch nach wie vor schmeckte er den metallischen Blutgeruch in der Luft. Auch war ihm, als strömte ein stärkerer Harzgeruch als gewöhnlich von der Hütte aus. Er roch sogar, welches Holz älter, feuchter oder mit Moos bedeckt war. Und der Mief des Wildschweins von gestern Nacht hing auch noch im Raum. Beziehungsweise meinte er, all das zu riechen. Sicher handelte es sich nur um eine Einbildung seines verwirrten Geistes.

Er beugte sich über den Wassereimer, um erst einmal seinen Durst zu löschen. Als er sein eigenes Gesicht auf der Wasseroberfläche spiegeln sah, hielt er inne. Er fuhr sich durchs dunkelbraune, leicht gewellte Haar, das sich nun wieder voll und dicht anfühlte, dabei hatte es sich an den Schläfen bereits zu lichten begonnen. Langsam senkte er die Hand, als er mehr als nur sich in der Spiegelung erkannte.

Je älter er wurde, umso mehr glich er seinem Vater. Stirn und Kinn waren ebenso breit. Dieselben Schlupflider beugten sich über die schräg nach unten abfallenden Augen. Lediglich das Grünbraun der Iris hatte er von Mutter geerbt, während sein Vater tiefdunkle Augen besessen hatte. Und in Vaters Gesicht hatten sich niemals diese Sorgenfalten an der Stirn und zwischen den Brauen gesammelt.

Joseph streckte die Hand nach dem Spiegelbild aus und durchbrach zusammen mit der Wasseroberfläche die Erinnerung. Sein gestillter Durst machte umso deutlicher, wie groß sein Hunger war. Sein Magen fühlte sich wie ein saugendes Loch in seiner Mitte an.

Ich könnte ein ganzes Wildschwein auf einmal verschlingen, kreuzte es seine Gedanken.

Gleich darauf wunderte er sich darüber, dass es ihn nach Fleisch verlangte, wo er doch so gut wie nie eine Faser davon zwischen die Zähne bekam. Es ließ sich an einer Hand abzählen, wie oft sie sich im Jahr Fleisch leisten konnten.

Ihn schüttelte es, als er das in eisiges Wasser getränkte Tuch auf seinen Rücken klatschte. Stück für Stück schrubbte er sich die Spuren der Nacht zuvor ab. Doch die Schwärze im Innern ließ sich mit keinem Wasser dieser Welt wegwaschen. Sie haftete ihm an, zäher als Pech, dunkler als Kohle. Verdüsterte und verklebte seine Gedanken.

Was, wenn er dort draußen auf dich lauert?, durchhauchte es ihn wie ein brennender Atem.

Wie wirst du je wieder in den Wald zurückkehren, wissend, dass dort dieses Biest wohnt?

Er ließ die Fragen in seinem Kopf summen. Weigerte sich, ihnen Antwort zu geben. Er wusste, ganz gleich, wie sehr er sich bemühte, es würden unzählige neue Fragen folgen, bis er von allen Seiten durchbohrt war. Doch den Stich der nächsten Frage konnte er nicht verdrängen, denn sie fuhr ihm mitten durchs Herz.

Was wirst du Petrisa sagen, was gestern Nacht passiert ist?

Ich werde ihr nichts sagen, gab er zurück und klappte die Truhe auf.

Er war auf Wildschweinjagd gewesen, was schließlich der Wahrheit entsprach. Mehr brauchte Pettrissa nicht zu wissen. Sie besaß genug eigenen Wahnsinn, er musste sie nicht auch noch mit seinem belasten. Sie würde damit nicht umgehen können. Es würde ihre bereits angebrochene Seele vollkommen zersplittern lassen.

Dank seiner Vorbereitung lag für ihn in der Truhe Kleidung fein säuberlich gefaltet bereit. Daneben stand sogar ein zweites Paar Schuhe. Sie gingen zwar nur bis zum Knöchel, und das Leder war ziemlich spröde und dünn, aber es war immer noch besser, als sich barfuß bis zur Stadt schleppen zu müssen.

Fertig angezogen wickelte er sich als Erstes den Gürtel mit dem Saxmesser um. Er brauchte das Gewicht um seine Hüfte, um sich sicher zu fühlen. Zumindest etwas sicherer.

Die Angst grub ihre Giftstacheln weiter in ihn hinein.

Was, wenn die Krallen nachwachsen? Dann wird Pettrissa hiervon erfahren. Was sagst du ihr dann?

»Nichts wird nachwachsen«, murmelte er vor sich hin und schnappte sich sein Rasiermesser. »Es sind nur die Nachwirkungen des Gifts«, fügte er hinzu, während er sich mit Hilfe der Spiegelung des Wassereimers seiner Bartstoppeln entledigte.

Es wird vergehen. Menschen besitzen keine Krallen.

Warum hörte sich das Schaben der Klinge über die Stoppeln so übernatürlich laut an? Der ganze Raum schien von dem Ton ausgefüllt.

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, packte ihn wieder die Furcht. Dieses Mal kein Stich, sondern eine eisige Hand um seine Kehle.

Wenn irgendjemand hiervon etwas mitbekommt, bin ich des Todes.

Das Bild wogte in ihm auf, wie der Scharfrichter einen Verurteilten, an einem Stab gebunden, kopfüber in den Rhein tauchte.

Wieder sah er die weit aufgerissenen Augen vor sich. Den schreienden Mund, aus dem die Luftblasen entstiegen. Die fahle, bläuliche Haut und herabhängenden Gesichtszüge, als sie den Toten herauszogen.

Joseph tunkte das Rasiermesser ins Wasser. Es tönte so laut wie das Aufschlagen des Verurteilten auf die Flussoberfläche.

Ich bring alles in Ordnung. In Ordnung. Ordnung.

Trotz der hetzenden Angst in seinem Nacken arbeitete er nicht hastig, sondern auf Mutters umsichtige Art. Zuerst hämmerte er neue Nägel in die Wand, dann hing er alle Waffen wieder auf. Als Nächstes schob er den Tisch an seinen Platz und drapierte alle Utensilien im gleichmäßigen Abstand zueinander in der gewohnten Reihenfolge. Mit dem Reisigbesen fegte er alle Tonscherben zusammen und warf sie in den Abfalleimer, der bereits von seinen Krallen, Lederstiefeln und zerrissenen Kleidern überquoll. Anschließend schrubbte er mit dem Tuch Boden und Wände, bis keine Spur von Blut oder Schlamm mehr zu finden war.

Keuchend blickte er sich um, den tropfenden Lappen noch in der Hand. Alles war wie gewohnt sauber und an seinem Platz. Nur einiges an Tongeschirr fehlte. Und doch beruhigte der Anblick ihn nicht. Seine Umgebung wirkte nicht einmal echt. Mehr wie eine Bühne, auf der ein Stück aufgeführt wurde, das allerdings nichts mit dem wahren Leben zu tun hatte.

Joseph ließ den Lappen aus seiner Hand fallen. Mit einem Klatschen landete er neben dem Eimer. Für gewöhnlich hätte er ihn ausgewrungen und zum Trocknen aufgehängt. Doch das scherte ihn nicht länger. Nun, da er im Innern der Jagdhütte alles in Ordnung gebracht hatte, musste er sich eingestehen, dass es ihm als Ablenkung gegolten hatte, sodass er sich nicht damit befassen musste, was ihn alles draußen erwartete. In der Wildnis gab es keine Ordnung. Das Schicksal drehte sich gleich einem Rad. Was man für oben und unten hielt, konnte sich morgen schon umkehren und alles aus dem Gefüge bringen.

Joseph legte das Ohr ans Holz der Tür und horchte. Holte nicht einmal Luft. Auch der Wind hielt mit ihm den Atem an. Nicht ein Blatt flüsterte ihm Wald. Doch dort draußen war ein Atem. Der tiefe, starke Atem eines großen Tieres.

Joseph zog sein Saxmesser, schob so leise wie möglich den Riegel zur Seite und öffnete einen Spaltbreit die Tür. Mit dem, was er unmittelbar vor seiner Tür vorfand, hatte er nicht gerechnet. Das Wildschwein, das er am Tag zuvor erlegt hatte, lag mit dem Bolzen in der Brust vor ihm. Joseph starrte in das glasige Auge, in dem sich die Wolken spiegelten. Zwei Dinge konnte er mit Gewissheit sagen:

Er hatte den Eber nicht bis hierhin geschleppt. Und mit Sicherheit war es nicht das Wildschwein, das atmete.

Langsam öffnete Joseph weiter die Tür. Was er auf der Ebene erblickte, ließ ihn seine angehaltene Luft ausstoßen.

Melchor.

Das vom Nebel verschleierte Sonnenlicht zeichnete scharf die Umrise des Wallachs nach. Nur in der Mähne mit den hellbraunen Spitzen fing sich der Schein. Trotz des taubesetzten Grases, das Melchor genussvoll abzupfte, hob er den Kopf und stieß ein Gurren als Begrüßung aus.

Josephs Gesichtszüge, die sich wie zu einer Maske verhärtet hatten, lockerten sich.

Ich wusste, du lässt mich nicht im Stich.

Erleichtert steckte er sein Saxmesser weg. Wenn sich Melchor hier aufhielt, konnte sich der Wolf nicht in der Nähe befinden. Wahrscheinlich war er wie alle Ungeheuer der Hölle eine Kreatur der Nacht.

Josephs Blick senkte sich wieder auf das Wildschwein. Einzig der Wolf konnte es bis hierhergeschleppt haben, auch wenn er keinerlei Erklärung dafür fand, was ihn dazu bewegt haben mochte. Der Eber war nicht einmal irgendwo angenagt. Nur die Kehle war mit einem glatten Schnitt geöffnet, wie um den Kadaver ausbluten zu lassen. Alles vollkommen unnatürliche Verhaltensweisen für ein Tier. Es

war fast, als würde der Wolf ihm helfen wollen. Als täte es ihm leid, was in der Nacht zuvor geschehen war und er versuchte, es wiedergutzumachen.

Wie eine Woge fegte Josephs Stimme über die Ebene zum Wald.

»Ich könnte auch ein Paar neue Stiefel, Beinlinge und Ärmel gebrauchen! Ach ja – *und meinen verdammten Verstand!*« Denn er war eindeutig dabei, den seinen zu verlieren.

Murrend stapfte er los. Trotz der Hilfe verspürte er für den Wolf keine Dankbarkeit, würde er auch dann nicht, wenn sich eine ganze Herde Wildschweine vor seiner Tür stapeln würde. Hätte das Höllenbiest nicht zuerst sein Pferd vertrieben und ihn gebissen, dann wäre er gar nicht auf dessen Hilfe angewiesen gewesen.

Immer noch vor sich hin schimpfend holte er die Lederplane. Darin konnte er den Eber einwickeln, mit einem Strick am Sattel festbinden und ihn zur Stadt schleifen. Während er die Plane ein Stück unter den Rücken schob, hielt er jäh inne. Nie zuvor hatte er so deutlich den Geruch eines Wildschweins wahrgenommen. Vor allem den unter der Haut. Jäh überkam ihn das Verlangen, das blutverklebte Fell herunterzureißen und die Zähne in das Fleisch zu schlagen.

Sogleich wischte er die Vorstellung beiseite und erhob sich, um Abstand zum Wildschwein und den Gedanken zu gewinnen. Das war nicht sein Gelüst, sondern das des Wolfs, hervorgerufen von den letzten Giftresten, die ihn durchpulsten. Es würde vergehen.

Joseph packte die Vorderbeine des Ebers, um ihn auf die andere Seite zu rollen, sodass er auf der Plane zu liegen kam. Da bemerkte er, dass sein unbekannter Gönner ihm noch eine Gabe gemacht hatte.

»Was zum Teufel ...?«

Er bückte sich und hob das lose Bündel Kräuter auf. Mit zusammengezogenen Brauen zupfte er sich ein Blatt ab und zerrieb es zwischen den Fingern. Ein herber, würziger Geruch strömte davon aus. Obwohl er es nicht einmal in die Nähe seines Gesichts hielt, stach es

ihm in der Nase. Er musste nicht darüber nachdenken, um welches Kraut es sich handelte, Vater hatte ihn alle Namen der Pflanzen gelehrt, dazu auch ihre Wirkungen. Aber was sollte er als Mann mit Schafgarbe anfangen?

»Danke, aber ich leide nicht unter Menstruationsbeschwerden!«, rief er zum Wald.

Joseph schüttelte den Kopf. Steckte doch ein Mensch hinter allem? Aber selbst dann ergab es keinen Sinn. Alles wurde immer seltsamer. Ganz gleich, welchen Gedankenstrang er aufnahm, er verknötete sich mit dem heillos verworrenen Bündel all seiner anderen erdachten Möglichkeiten.

Er hob die Hand, um die Kräuter wegzuwerfen, dann zögerte er. Was, wenn der Wolf ihm wirklich helfen wollte und er dieses Kraut aus irgendeinem Grund benötigte? Es handelte sich nur um ein paar Pflanzen, was machte es schon, wenn er sie mitnahm? Murrend steckte er die Pflanzen in den Lederbeutel an seinem Gürtel, fühlte sich dabei mehr als dämlich.

Mit einem Ruck rollte er das Wildschwein auf die Plane und schnürte es fest. Dann wandte er sich Melchor zu, der mit dem Huf scharrrte, als wollte er dem Eber ein Grab schaufeln.

»Jetzt bist du dran, guter Freund.«

Er trat auf sein Pferd zu, das ihm seit mehr als einem Jahrzehnt treue Dienste geleistet hatte. Da stieß der Wallach mit flatternden Nüstern seinen Atem aus. Einen Ton, den nur Tiere in Angst von sich gaben.

Josephs Schritte stockten. *Nicht schon wieder.*

Die Hand am Griff des Saxmessers drehte er sich im Kreis. Doch nirgendwo sah er den Wolf aufragen oder auch nur einen weißen Schatten zwischen den Stämme vorbeihuschen. Stirnrunzelnd drehte er sich seinem Wallach zu, um zu sehen, in welche Richtung er den Kopf gedreht hatte. Doch er hatte *ihm* das Gesicht zugewandt. Starrte ihn unmittelbar an.

»Melchor«, sprach er wieder aus, dieses Mal nicht besorgt, sondern schmerzerfüllt.

Es konnte doch nicht sein, dass sein Pferd Angst vor ihm hatte. Vorsichtig trat er näher.

»Ich bin es.«

Selbst wenn der Wallach das Gift des Wolfs an ihm roch, musste er doch erkennen, dass er immer noch der Gleiche war.

Eben bist du mit Krallen an Händen und Füßen aufgewacht,
zischte es in ihm. *Du bist nicht mehr der Gleiche.*

Joseph streckte die Hand, da schlug Melchor den Kopf in die Höhe, dass seine Mähne hochflog. Im nächsten Moment wirbelte er auf der Stelle herum und galoppierte davon.

»Melchor!«

Zum zweiten Mal nun musste er erleben, wie sein Pferd davonlief. Mit einem unterdrückten Wutschrei in der Kehle schlug er die Hände über den Kopf.

»Das kann doch nicht wahr sein!«

Tatenlos musste er mit ansehen, wie der Wallach eine immer kleinere Gestalt in der Ferne wurde. Er würde nicht mehr zurückkommen. Josephs Armschienen knarzten, als er die Hände zu Fäusten ballte.

Es wird vergehen, versuchte er, sich zu besänftigen. Zusammen mit dem Schwinden des Gifts würde auch Melchors Angst zerrinnen.

Die Hände in die Seite gestemmt, drehte er sich dem Wildschwein zu. Nun musste er seine Beute allein in die Stadt bringen. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit nahm er den Ziehkarren, der an der Wand lehnte, und stellte ihn nach vorne gekippt vor dem Eber ab. Abermals rollte er die Beine des Tiers zur Seite, sodass zumindest ein Teil von ihm auf dem Holz zu liegen kam. Dann trat er auf die andere Seite und umschloss die beiden Stäbe. Er bereitete sich schon auf Kreuzschmerzen vor. Wahrscheinlich würde er diesen Koloss nicht einmal einen Zoll weit bewegen können.

Entgegen seiner Erwartungen zog er den Karren mit einem Ruck hoch, und der Eber plumpste hinein. Dabei war nicht einmal ein Funke an Schmerz in seinem Rücken aufgeflammt.

Er führte die Rechte unter seiner Lederkapuze vorbei zum Hinterkopf und kratzte sich den Nacken. Anschließend zuckte er die Schultern, packte den Ziehkarren und zog an. Auf dem Weg zur Stadt hatte er noch genug Zeit, um sich den Kopf zu zerbrechen.

Das Wildschwein wog gewiss drei Mal so viel wie sein eigenes Körpergewicht. Seine Muskeln erhitzen sich wie Schmelzöfen. Dennoch handelte es sich um eine angenehme Anstrengung, die ihn seine Kraft spüren ließ. Sein Atem vertiefte sich, blieb aber gleichmäßig. Jeder Schritt mutete einem Trommelschlag an, der von seinem Herzpochen begleitet wurde. Würde die Sorge nicht auf ihm lasten, die weit mehr noch als der Eber wog, würde er den Marsch sogar genießen.

Die Sonne zeichnete sich nur als blassgoldener Ball hinter den vorbeiziehenden Dampfschlieren ab. Wirkte wie ein Geist ihrer selbst. Als sie in den Zenit rückte, begann sich der Nebel wie ein Seidenvorhang zu lichten und machte die Sicht frei auf Köln.

Kirch- und Wachturmspitzen ragten über die Stadtmauer empor. Ein ewiges Strecken nach etwas Höherem, etwas Unerreichbarem. Ein Schwarm Krähen zog daran vorbei, schnitt mit seinen Flügeln lange Schatten in den Dunst.

Unterhalb der Türme drängten sich die Spitzdächer der Fachwerkhäuser eng aneinander, kämpften zusammen mit den Baumkronen um jeden freien Winkel. Die Stadtmauer, die in regelmäßigen Abständen von Wehrtürmen und Torburgen besetzt war, schien alles an Ort und Stelle zu halten. Sowohl davor als dahinter erhoben Kräne ihre Arme in die Höhe und beförderten Lasten auf und ab.

Auch vor dem Stadtwall herrschte nicht weniger Andrang. Schiffe und Bote ankerten so dicht an dicht, dass sich die wankenden Maste berührten. Nirgendwo fand sich ein Baum oder Strauch,

denn der Platz wurde von unzähligen Menschen in Anspruch genommen. Fast jeder transportierte etwas oder brüllte denen, die etwas beförderten, Anweisungen zu. Säcke, Körbe, Kisten, Netze, eingewickelter Tuch auf Spulen, Käfige sowie Stroh- und Heuballen wurden mit Händen, unter den Armen oder auf dem Kopf getragen. Andere schulterten Stangen mit einem baumelnden Eimer rechts und links, wieder andere schleppten umgeschnürte Körbe auf Bauch und Rücken und boten als wandernder Markt ihre Waren feil. Nur wenig leichter taten sich jene, die Fässer rollten, Schubkarren schoben oder wie Joseph Handkarren hinter sich herzogen.

Manche Lasten wogen so schwer, dass mehrere mit anpacken mussten. Steine zum Ausbessern der Mauern beförderten zwei Männer auf einer Tragbahre. Für einen Schiffsbau plagten sich sechs Arbeiter gleichzeitig mit einem ellenlangen Brett ab. Auch bei einem in Leinen eingewickelten Leichnam, der sich wohl auf dem Weg zum Friedhof befand, halfen mehrere mit.

Die gut Betuchten konnten sich die Kraft der Tiere zunutze machen. Esel und Maultiere mit vollgepackten Satteltaschen mischten sich unter das Gemenge, Ochsen- und Pferdegespanne mit Karren oder Wagen bahnten sich mit Peitschenknallen einen Weg durch das Gewühl, mancherorts dienten sogar meckernde Ziegen als Zug- oder Lasttiere.

Obwohl die Stadt noch so fern war, drang bereits ihr Lärmen an Josephs Ohr. Ein Gemisch aus dem Gebrüll der Befehlshaber, den Rufen der Marktschreier und den Freudenschreien sowie dem Heulen der Kinder, alles durchzogen von Hundegebell, Pferdewiehern, Ochsenmuhen und Krähenkrächzen. Übertönt wurden die Laute aus den Kehlen nur vom Hämmern, Sägen, Schlägen auf Stein und dem Rumpeln der auf- und abladenden Schiffe.

Josephs Blick schweifte zu den Ebenen vor dem Rhein, die reichen Bürgern, Klöstern oder der Stadt gehörten. Zwischen den grasenden Schafs- und Rinderherden und den umherlaufenden Hühnern und Gänsen besprenkelten Windmühlen die Weidegründe.

Bei der heutigen Windstille ragten sie regungslos auf, als würden sie andächtig das Treiben der Stadt beobachten.

Als das Spital für Leprakranke, das aufgrund der Ansteckungsgefahr außerhalb der Stadt liegen musste, in Sicht kam, musste Joseph schlucken. Gleichzeitig besänftigte ihn der Anblick. Mochte er auch von einem Höllenwolf gebissen worden sein, zumindest faulten ihm beim lebendigen Leib keine Körperteile ab.

Eine ruckartige Bewegung aus dem Augenwinkel ließ ihn den Kopf zur Seite drehen. Dort hatte eine Kuh ihr Kauen unterbrochen und starrte ihn unmittelbar mit ihren Glubschaugen an. Joseph runzelte die Stirn und ging weiter. Doch bei dem nächsten Schritt hoben alle anderen Kühe der Herde ihre Köpfe und stierten ihn an. Nun blieb Joseph stehen.

»Oh, nein.«

Im nächsten Moment warfen sich die Tiere muhend herum und galoppierten so schnell davon, dass ihre Hufe Erdklumpen in die Luft schleuderten.

Das Pferd des Reiters, das Josephs Weg kreuzte, stellte sich mit verdrehten Augen auf die Hinterbeine und wieherte so schrill, dass es in den Ohren schmerzte. Der Reiter kollerte rückwärts über den Pferdehintern und landete im Schlamm. Er öffnete gerade den Mund, um nach seinem unerwarteten Tauchgang Luft zu schöpfen, da trat die fliehende Stute in den Kuhfladen neben ihn.

Joseph versuchte noch, das Pferd aufzuhalten. Dabei bewerkstelligte er nur, den Zügel zu zerreißen. Perplex starrte er auf das Lederstück in seiner Hand. Für gewöhnlich hätte die Kraft eines Pferdes ihm den Zügel aus der Hand reißen müssen.

Die Laute des Ekels vom abgeworfenen Reiter lenkten Josephs Aufmerksamkeit auf ihn zurück. Hastig trat er auf ihn zu, etwas zu hastig, wodurch der Unglückselige abermals eine Schlammwelle ins Gesicht geklatscht bekam. Joseph packte ihn unter den Armen und half ihm auf die Beine.

»Was ist denn mit den Viechern los?«, presste dieser hervor, während er versuchte, Erde und Kuhfladen auszuspucken.

Sie wittern einen Wolf, dachte Joseph stumm. Doch er wagte nicht, es laut auszusprechen.

»Komm zurück, du blöde Kuh!«, rief der abgeworfene Reiter und lief mit wedelnden Armen der Stute hinterher.

Joseph hingegen spähte zu den Kühen, die sich in der Ferne zu einem Knäuel zusammengedrängt hatten und ihn wieder anstierten.

Die Tiere riechen den Wolf an mir. Oder in mir.

Sein Blick huschte zu seiner Hand. Für den Bruchteil eines Herzschlags sah er sie wieder von dunkelvioletten Striemen durchzogen. Er drehte den Kopf zur Stadt, zu den Ochsespannen und Kaltblütern, die sich dicht an dicht über die Brücke drängten. Wenn alle Tiere in seinem Umkreis in Panik gerieten, würde er es nicht einmal durchs Tor schaffen. Aber er musste hinein. Er musste zu Petrisa.

Die Zähne so fest zusammengepresst, dass sie knirschten, sog er tief die Luft durch die Nase ein. Ein scharfherber Geruch ließ ihn innehalten. Er blickte an sich hinab auf den Lederbeutel. Ein Stiel der Kräuter steckte heraus, die der Wolf ihm vor die Tür gelegt hatte. Er zupfte ein Blatt ab und zerrieb es zwischen den Fingern. Der Geruch verstärkte sich so, dass es ihm in der Nase stach.

Deswegen also.

Dass der Wolf so weit vorausdenken konnte, bestätigte ihm einmal mehr, dass er es nicht mit einem Tier zu tun hatte. Hinter einem Schuppen verbarg er sich vor den Blicken der Bauern, die ihn von den Feldern aus angafften. Dort zerrieb er die Schafgarbe in seinen Händen und verteilte den durchsichtigen Saft auf jedem Flecken freier Haut.

In der Nähe graste eine Schafherde. Dort konnte er sogleich überprüfen, ob der Wolfgeruch ausreichend überdeckt war. Zwar blökten die Tiere nervös und schielten ihn an, je näher er trat, doch sie sprengten nicht in alle Himmelsrichtungen davon.

Alles andere als beruhigt, setzte Joseph seinen Weg fort. Dass der Wolf um seine Sicherheit besorgt war, bedeutete, dass er noch mehr mit ihm vorhatte. Der Biss gehörte nur zum Anfang.

Den Rest des Weges zur Stadt hielt Joseph den Blick auf die eigenen Füße gerichtet. Das Letzte, was er brauchte, war noch mehr Aufmerksamkeit um seine Person. Immer mehr Schuhpaare sammelten sich rings um seine herum, es gesellten sich Holzräder, Hufe und Pfoten dazu. Allesamt zertraten sie die Spuren ihrer Vorgänger im Schlamm und stampften neue Abdrücke hinein.

Die Hunde mit ihren feinen Nasen ließen sich nicht vom Kräutergeuch täuschen und bellten Joseph mit speichelspritzenden Mäulern an. Ihr Kläffen tönte wie in einer Höhle in Josephs Kopf nach. Mehr und mehr gewann es an Lautstärke, bis alles in ihm wie kurz vor dem Zerspringen bebte.

Zu seinem Glück schoben die Besitzer die Unruhe der Hunde auf die Fracht seines Ziehkarrens und schnitten das Bellen mit einem Ruck an der Leine ab.

Auf der Brücke nahm das Gedränge zu. Ein Mann mit schiefen Zähnen brüllte neben ihm aus voller Kehle. Sein saurer Bieratem wallte in Josephs Gesicht und ließ seinen Magen verknoten. Sobald er sich an ihm vorbei gedrängt hatte, trat ihm eine Verkäuferin in den Weg, die verklebten Haare gleich Wurzeln. Unmittelbar vor seiner Nase schlackerte sie einen Fisch hin und her, der gewiss nicht so frisch war, wie sie ihn anpries. Wiederholt kniff Joseph die Augen zusammen, als ein Ton oder Geruch ihn wie ein Blitz durchzuckte. Warum war alles nur so laut und vor allem so stinkend?

Weg hier. Weg hier, dachte Joseph in einem fort.

Er war in der Stadt aufgewachsen, er kannte ihren Trubel. Und doch erschien es ihm, als hätte er die Straßen bislang nur als Schlafwandler durchlaufen und würde sie heute zum ersten Mal bei vollem Bewusstsein betreten. Er zog die Kapuze tiefer ins Gesicht und senkte den Kopf. Doch konnte er sich nirgendwo zurückziehen außer in sich selbst.

Am Tor wurde wie gewohnt seine Jagdbeute überprüft. Anweisung des Erzbischofs, damit sein Jäger nicht unbemerkt ein Federvieh oder dergleichen für den eigenen Teller beiseiteschaffte. Der Torwächter strich sogar über den Bauch des Ebers, um sicherzugehen, dass sich nirgendwo eine Naht befand. Schon einige hatten versucht, in der Bauchhöhle eines Tieres Schmuggelware in die Stadt zu bringen.

Nach dem Tor verlief sich das Gemenge etwas. Dafür stellten die Straßen an sich eine Herausforderung dar. Die Häuser am Rand der Stadtmauer waren allesamt klein und niedrig, als bückten sie sich im Schatten des Steins. Hier lebten Bauern, Tagelöhner, Bettler und Müßiggänger, die Ärmsten der Armen, die Hoffnungslosesten der Hoffnungslosen.

Die Ställe fürs Vieh lagen unmittelbar am Haus an. Gleich neben der Tür erhoben sich die Misthaufen. Teilweise erreichten sie eine solche Höhe, dass man darüber aufs Dach steigen konnte. Andere dehnten sich so weit aus, dass sich die Bewohner nur durch einen Spalt aus der Tür quetschen konnten. Vor allem bei starken Regenfällen schwemmte das Wasser den Kot auf die Straßen, sodass man durch eine knöcheltiefe Plörre waten musste, in denen Stroh, unverdaute Körner und Pferdeäpfel umhertrieben.

Die Räder von Josephs Ziehkarren senkten sich mal in Pfützen ab, dann hoben sie sich über festgetretene Müllhaufen. Er versuchte, zumindest den Abflussrinnen auszuweichen, die mitten durch die Straße verliefen. In ihnen stauten sich Obst- und Gemüseabfälle neben abgenagten Knochen und toten Ratten.

Er konnte sich daran erinnern, wie der Schmutz einst so hoch lag, dass der Weg über den Waidmarkt zur Kirche kaum möglich war. Anschließend ermahnte der Rat die Handwerker, die den meisten Abfall verursachten, dazu, ihren Unrat außerhalb der Stadt abzuladen.

Diese unbeliebte Arbeit übernahmen hauptsächlich die Lehrlinge. So ein Bursche kam Joseph gerade entgegen. Er war nicht als

Einzig so gerissen, ein Loch in seinen Korb am Rücken zu bohren. Daraus rieselten langsam die Holzspäne, sodass sie sich gleichmäßig durch die Straßen verteilten und er mit jedem Schritt weniger zu schleppen hatte.

Auch war es vom Rat verboten, Schweine frei durch die Gassen herumlaufen zu lassen. Dennoch fanden sich die Tiere allerorts wieder, die die Luft noch mehr verpesteten. Gruzend durchwühlten sie mit ihren Schnauzen den Schlamm auf der Suche nach einem Leckerbissen. Erstaunlich schnell konnten sie werden, wenn jemand irgendwo einen Fensterladen aufstieß und eine Ladung Küchenabfälle hinauswarf.

Das aufgeregte Quieken der Tiere warnte eine Mutter, die umgehend ihren auf der Straße spielenden Jungen ins Haus zerrte. Mehr als einmal hatten Schweine ein Kind fast an der Wand zerdrückt oder ihnen eins mit ihren Hauern verpasst.

Einmal hatte der Rat sogar verkündet, alle freilaufenden Schweine zu fangen und dem Waisenhaus zu überlassen. Doch auch die Wirkung dieser Drohung ließ bald nach.

Seine Nase verriet Joseph, dass es auch schöne Fleckchen gab, wie die Gärten und Weinfelder. Doch wurden sie von hohen Mauern umfasst, die nicht einmal einen flüchtigen Blick gewährten. So hielt er den Kopf gesenkt, während ihm vor Anstrengung der Schweiß vom Nacken zwischen die Schulterblätter lief.

Erst an einer Stelle blieb er stehen. Dort, wo seine Schritte stets verharren. Ein Ort, der ihn selbst aus der tiefsten Sorge herausriss. Ein Ort, der ihm jedes Mal die Erinnerung an diesen einen Tag wachrief. Den Tag, als er Petrisa kennenlernte.

Er hatte noch um seinen Vater getrauert. Es war bereits einige Monate her, dass er ihn eigenhändig ins kalte Grab gelegt hatte. Die Sonne stieg und senkte sich über Stadtmauer, Dächer und Türme. Sterne und Mond wechselten sich mit der kristallblauen Himmelskuppel ab. Dennoch schien es Joseph, als hätte der Todestag seines

Vaters nach wie vor kein Ende gefunden. Als ziehe sich dieser Tag ins Endlose.

Die Zeit begann, erst wieder auch für ihn zu fließen, als Petrisa ihm eines Tages in den Weg trat. Einige rotblonde Strähnen hatten sich von ihrer Leinenhaube gelöst und hingen ihr vor den grünblauen Augen. Trotz ihrer geringen Größe und zierlichen, fast hageren Statur stemmte sie entschlossen die Hände in die Hüfte.

»Ich kann das nicht mehr länger mitansehen!«, rief sie mit ihrer leicht heiser klingenden Stimme.

Bevor er sich versah, packte sie mit ihren rissigen, kleinen Händen sein Halstuch und rieb mit roher Gewalt an einem Fleck.

»Der ist da schon seit zwei Wochen! *Zwei Wochen!*«, wiederholte sie, als handelte es sich um eine infame Sünde.

Nach wie vor verdutzt betrachtete Joseph sie eingehend. Abgesehen vom Brunnen neben ihnen konnte er an ihren geröteten Händen, die teilweise wie von einer zweiten, absterbenden Haut überzogen wirkten, erkennen, dass sie zu den Wäscherinnen gehörte.

»Ich kann dich nicht bezahlen«, brachte er schwerfällig über die Lippen. Seine ersten Worte seit langer Zeit.

»Ich habe nicht nach Bezahlung verlangt!«

Nur für den Bruchteil eines Moments hob sie den Blick vom Fleck und funkelte ihn an. Am liebsten hätte er ihr Gesicht rechts und links umfasst, um ihr weiter in die Augen sehen zu können.

Mit einem Atemstoß ließ sie von ihm ab und trat zurück.

»So. Besser.« Mit gekräuselter Nasenwurzel neigte sie den Kopf zur Seite. »Wenn auch nur wenig besser!« Sie verpasste ihm eins mit ihrem Putztuch auf die Schulter. »Du stinkst wie ein alter Hammel! Und es ist schon lange Zeit, dass du dich rasierst!« Er bekam noch eins mit dem Tuch gegen den Kiefer.

Er starrte sie weiter stumm an, als sei sie die Sonne, auf die er seit dem Todestag seines Vaters wartete, dass sie wieder für ihn aufging.

Die Hände ins Putztuch gekrallt, sah sie ihn mit immerfort hebendem und senkendem Blick an. Sie schaffte es nicht einmal, ihn

für einen Wimpernschlag durchgehend anzuschauen, während er nicht aufhören konnte, sie anzustarren.

»Was soll das Grinsen? Das war keine Schmeichelei!«

Er schüttelte den Kopf, doch bekam er das Grinsen nicht mehr aus seinem Gesicht. Sie reckte das Kinn und straffte den Rücken, was sie dennoch nicht viel an Größe dazugewinnen ließ.

»Ich muss an die Arbeit! Es warten Flecken auf mich, für die ich sehr wohl bezahlt werde!«

Wie in der Vergangenheit drehte Joseph den Kopf zur Seite zum Brunnen. Genauso wie damals sammelten sich die Wäscherinnen ringsherum.

Manche kneteten die Stoffe in einer Lauge aus Pottasche, andere schrubbten sie über Waschbretter, einige plagten sich damit ab, hartnäckige Flecken mit Bürsten herauszureiben, wieder andere halfen sich gegenseitig beim Auswringen und Ausschlagen. Doch seine Petrisa, die für gewöhnlich mit der größten Inbrunst dem Schmutz zu Leibe ging, fand er nirgendwo.

Beunruhigt hastete sein Blick umher. *Wo steckst du? Wieso bist du nicht bei der Arbeit?*

Er gab sich einen Ruck und ging weiter.

Sein vergangenes Ich hatte an dieser Stelle ausgeharrt und hatte Petrisa beobachtet. Auch an den folgenden Tagen war er wieder gekommen. Betrachtete sie so innig wie nie etwas zuvor.

Zu Anfang hielt er sie für die Tüchtigste von allen. Nie legte sie eine Rast ein. Unermüdlich knetete, schrubbte und bürstete sie. Irgendwann erkannte er, dass sie mehr tat, als nur mit dem Schmutz zu kämpfen. Dass sie irgendetwas in ihr selbst reinzuwaschen versuchte. Einen dunklen Fleck, den sie nicht aus der Seele bekam.

Nicht ein einziges Mal hob sie den Blick bei der Arbeit, ganz gleich, wie sehr es um sie herum teilweise lärmte. Sie schien ihre Außenwelt vollkommen auszublenden. So bemerkte sie auch nicht, dass er sie jeden Tag anstarrte. Erst als die anderen Wäscherinnen an ihr zupften und kichernd auf ihn zeigten, sah sie auf. Sah auf ihn.

An dem Tag stellte er sich an ihre Seite, als sie sich auf den Heimweg machte. Sie musterte ihn mit einem hastigen Blick.

»Du rasierst dich wieder. Gut!«

Auch das klang nicht lobend. Mehr wie: ›Das wurde aber auch Zeit!«

Als sie losmarschierte und er weiter neben ihr herging, blieb sie stehen.

»Warum folgst du mir?«

Ihr Blick zuckte von seinem Gesicht zum Saxmesser, zur Armbrust und wieder zurück. Er antwortete ihr so ruhig wie möglich.

»Würde ich dir folgen, müsste ich *hinter* dir gehen.«

»Was tust du dann?«

»Ich begleite dich nach Hause.«

Sie kräuselte wieder die Wurzel ihrer kleinen Nase, was er an ihr so liebte.

»Warum?«, fragte sie verduzt, als könnte ihr nicht ein einziger Grund einfallen.

»Warum nicht?«

Einen Moment lang starrte sie ihm in die Augen, zum ersten Mal länger als nur für einen Wimpernschlag. An ihren zusammengezogenen Brauen und verkniffenen Lippen konnte er erahnen, dass sie prüfte, ob er es ernst meinte. Ob er mit ihr scherzte. Sie vielleicht gar verhöhnte. Er hielt den Blick, machte ihr deutlich, *wie* ernst er es mit ihr meinte.

Mit einem Ruck wandte sie den Kopf ab und ging los. Ihren Mund hielt sie zusammengepresst. Und sie öffnete ihn auch nicht mehr. Auch richtete sie kein weiteres Mal den Blick auf ihn. Sie ging neben ihm wie ein Verurteilter neben dem Scharfrichter. Joseph tröstete sich mit dem Gedanken, dass sie ihn immerhin nicht abgewiesen hatte.

Er versuchte nicht, ein Gespräch mit ihr zu beginnen. Lief einfach nur neben ihr. In der Nähe eines länglichen Hauses mit bereits halb eingesunkenem Dach, blieb sie stehen. Sie wandte sich ihm zu,

jedoch mit gesenktem Kopf, sodass der gekräuselte Rand der Haube ihr das Gesicht verdeckte.

»Ich möchte nicht, dass du mich bis zur Tür begleitest.«

»Warum nicht?«

Hatte ihr Vater einen anderen für sie im Auge? War sie vielleicht gar schon verlobt?

»Wegen ...«, setzte sie an. Da knallte die Tür auf.

Gleich drei junge Frauen standen im Türrahmen. Die Kleinste von ihnen kreischte auf und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf Pettrissa. Sogleich sammelten sich noch mehr Mädchen hinter den Dreien und suchten aufgeregt plappernd nach einer Lücke, um zu gaffen.

»... deswegen«, beendete Pettrissa ihren abgebrochenen Satz.

Mit nach wie vor gesenktem Kopf stapfte sie zum Haus, wo sie sogleich von der kichernden und kreischenden Schar umrundet wurde. Joseph konnte kaum glauben, dass es sich um ihre Schwestern handelte. Keine von ihnen war auch nur annähernd so dünn wie Pettrissa oder so verschlossen. Auch besaßen sie allesamt volle, rot leuchtende Wangen, während Pettrissa nur dunkle Augenringe vorzuzeigen hatte. Bevor er ein Wort sagen konnte, wurde die Tür vor seiner Nase zugeschlagen. Einziger Trost war, dass er sie morgen bei dem Brunnen wiedersehen würde.

Auch in der Gegenwart machte sich Joseph auf den Weg zu einem Brunnen. Auch wenn er sich durch das Gedränge am Marktplatz quetschen musste und ihm ein ums andere Mal die Verkäufer unmittelbar ins Ohr brüllten, nahm er den Umweg in Kauf. Denn Pettrissa schleppte die Wäsche manchmal bis dorthin, wenn ihr das Wasser des anderen Brunnens zu verunreinigt erschien. Vor allem, wenn darin eine unglückselige Ratte verendet war. Doch auch dort fand er sie nicht.

Er atmete schwer aus und drehte sich im Kreis, während die sechshundsechzig Kirchtürme in Köln ihr Geläut zum Besten gaben. Am liebsten hätte er sogleich den Heimweg angetreten. Doch zuerst

musste er seine Fracht abgeben. Er stemmte sein Gewicht gegen den Ziehkarren und zertrat mit seinem Lederschuh die Spiegelung einer Pfütze.

Im Geiste ging er wieder neben Petrissa im letzten Schein der Sonne. Erst nachdem er sie schon so oft nach Hause begleitet hatte, dass sich die Knospen an den Bäumen öffneten, brach sie das Schweigen.

»Meine Schwestern lachen mich aus«, gestand sie.

Ihre Stimme wirkte noch heiserer als sonst. Den Blick hatte sie heute nicht einmal auf seine Stiefel zu richten gewagt.

»Warum?«

Sie stieß die Luft aus, den Mund vor Bitterkeit verzogen.

»Weil ich so töricht bin, zu hoffen.«

»Zu hoffen auf was?«

Er sah sie schlucken. Ihre folgenden Worte brachte sie nur halb flüsternd heraus.

»Dass du mir schmeichelst.«

Er atmete tief ein, dann neigte er den Kopf zur Seite in ihre Richtung. Kam ihr näher als je zuvor. Leise raunte er ihr ins Ohr.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, dass *du* deine Schwestern auslachst.«

Sie lächelte. Zum ersten Mal. Es war ein Lächeln, das sie selbst überraschte, weswegen sie hastig die Lippen zusammenkniff. Nun zeigte sich, dass sich auch ihre Wangen rot färben konnten.

Nun war es an ihm, zu schlucken. Denn auch ihm fielen seine folgenden Worte schwer.

»Darf ich ... deine Hand halten?«

»Nein!«, antwortete sie in einem ziemlich schroffen Ton, als hätte er darum gebeten, ihr unter den Rock zu greifen.

Es traf ihn wie ein Stich. Dennoch versuchte er, es sich nicht anmerken zu lassen. Er verschränkte die Arme hinter seinem Rücken, bohrte die Fingernägel in seine Handflächen. Erst nach einigen Schritten in angespanntem Schweigen presste er die Frage heraus.

»Warum nicht?«

»Weil sie hässlich sind«, stieß sie hervor so rau, wie das Krächzen der Raben über ihnen.

»Ich finde sie nicht hässlich.«

»Du lügst.«

Ganz langsam führte er in den letzten schrägen Strahlen der Sonne seine Finger zu ihren. Berührte sie. Ganz zart. Ganz behutsam. Stets in der Furcht, dass die kleinste falsche Bewegung sie verschrecken könnte. Sie griff nicht nach seinen Fingern. Doch sie wehrte ihn auch nicht ab. Zärtlich umfasste er ihre Hand. Ihm war, als würde das Sonnenlicht, das ihre Finger umspielte, sie durchdringen und mit prickelnder Wärme erfüllen.

Liebevoll strich er über ihre raue, teils aufgeplatzte Haut. Er hatte nicht damit gerechnet, viele kleine Narben zu erspüren. Narben, die allesamt gleichgroß waren und er überall immer wieder fand. Nicht zum ersten Mal nahm er ein Geheimnis an ihr wahr. Eins, das sie von der Welt um sie herum aussperrte und sie in eine dunkle Höhle verbannte, wo niemand ihr folgen konnte.

Das Aufschlagen einer Tür wuchtete das Sonnenlicht wie ein Luftstoß aus Josephs Erinnerung und brachte ihn in die graue Kälte zurück.

»Du lebst ja noch!«, rief der Erzbischof mit öliger Stimme aus, was eine Woge durch seine hängenden Wangen sandte, die nahtlos in sein Doppelkinn übergangen.

Sein Gewand, leuchtend rot und bodenlang, umwogte seine massige Gestalt. Sein Atem pfiß, als er die Steinstufen hinabstieg. Seine Schultern, sowie der Rand der Ärmel und der Saum waren mit kostbarem, strahlend weißem Hermelinpelz besetzt. Hermelin, den Joseph für ihn im Winter gefangen hatte. Die schwarzen Schwanztupfen pendelten zusammen mit dem Goldkreuz auf seiner Brust bei jedem Schritt hin und her. Die Diener mussten ihm von der Ankunft seines Jägers unterrichtet haben. Und wie stets wollte er selbst die angeforderte ›Ware‹ überprüfen.

Joseph verbeugte sich tief vor ihm. »Zweifelt Eure Exzellenz an meiner Lebendigkeit?«

Er wischte sich mit seinen Wurstfingern, an dem der Bischofsring kaum Platz hatte, einige ausgefranste rabenschwarze Haarsträhnen aus dem Gesicht.

»Dein Gaul traf heute Morgen schon bei dem Osttor ein!«

Ein hämisches Grinsen legte seine gelben, breiten Zähne frei. »Ich sagte doch, es ist ein Mistvieh! Aber dass es dich abwirft, hätte ich nicht gedacht!«

Joseph zog einen Mundwinkel zur Seite, ein halbherziger Versuch, amüsiert zu wirken.

Der Erzbischof klatschte in die Hände. »Gut, du hast mein Wildschwein!«

Joseph schlug die Lederplane zur Seite, um ihn das Tier begutachten zu lassen. Der Erzbischof drehte den Kopf von links nach rechts – und grunzte dann anerkennend.

Er zog drei Heller aus seinem Beutel. Joseph streckte die geöffnete Hand aus, als der Erzbischof den Arm zurückzog. Er wackelte verneinend mit seinem Wurstfinger hin und her. Grinsend stieß er seinen Atem aus. Er streckte eine der dünnen, gräulichen Münzen in die Höhe. Der geprägte Handabdruck darauf stellte gut des Erzbischofs gierige Hand und Josephs bittende Hand dar.

»Das ist für die Verspätung. Schließlich wird mein Braten wohl kaum bis zum Bankett durch sein.«

Joseph bemühte sich darum, keine Miene zu verziehen. Doch es schmerzte ihn, die Münze in dem prallen Geldbeutel des Bischofs verschwinden zu sehen. Im Gegensatz zum Bischof brauchte er jeden einzelnen Heller, vor allem, wenn Petrisa heute nicht bei der Arbeit aufgetaucht war.

Der Erzbischof streckte ihm den Beutel hin, doch dann zog er ihn noch einmal zurück. Joseph biss die Zähne zusammen, während der hohe Kirchenherr noch eine Münze in Beschlag nahm.

»Und das hier ist für das Einfangen deines Gauls. Meine Stallknechte waren über eine Stunde damit beschäftigt.«

Joseph versuchte zu schlucken, doch brachte er keine Bewegung in seinem verspannten Hals zustande. Er wagte es kaum, die Hand, die bereits zitterte vor Zorn, ein weiteres Mal auszustrecken.

Der Bischof zog ein drittes Mal den Arm zurück, was ihm ein heiseres Lachen entlockte, dann ließ er endlich den Beutel in Josephs Hand fallen. Während der Kirchenherr mit den Fingern schnipste und seinen Küchengehilfen Anweisungen gab, wandte sich Joseph um und quetschte den Beutel in der Hand.

Nur einen Heller dafür, dass ich ein Wildschwein mit eigener Kraft vom Wald in die Stadt geschleppt habe!

Nun, da er sich endlich ohne Ziehkarren bewegen konnte, fühlte er sich so leichtfüßig, als könnte er mit nur einem Satz auf ein Dach springen. Sein Magen dagegen verkrampfte sich hart wie Stein. Immer wieder durchzuckten ihn Stiche des Zweifels.

Hätte ich um mehr bitten sollen? Hätte er dann mehr gegeben?

Niemals würde Joseph um seinetwillen betteln. Doch für Petrisa würde er es.

Nein, wehrte er entschieden ab und bog unter den tief hängenden Kräuterbüscheln eines Marktstandes hinweg.

Ein einziges Mal hatte er den Bischof um etwas gebeten. Er sollte seinem sterbenden Vater, der dem Bischof sein Leben lang treu gedient hatte, die letzte Ölung geben. Niemals würde er seine Worte und vor allem die Härte in seinen Augen vergessen.

›Wo käme ich hin, wenn ich jedes sterbende Gesindel salben müsste! Ich habe schon eine ganze Stadt zu segnen!‹

Jemand, der ihm so eine Bitte abschlug, würde ihm keinen Heller mehr geben, auch wenn er ihn darum auf den Knien anflehte. Eher nahm er ihm noch eine Münze, weil er es gewagt hatte, seine kostbare Zeit zu verschwenden.

Abermals stockten Josephs Schritte, angehalten von seiner Erinnerung. In seinem Zorn hatte er nicht bemerkt, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

Im Vergleich zu den anderen Pfarrkirchen, die Köln vorzuweisen hatte, wirkte diese gedrungen. Sie besaß nur ein Schiff, während andere dreischiffig oder wie der Dom gar fünfschiffig waren. Auch hatte sie keine Arkaden, Statuen oder sonstigen Schnörkel vorzuweisen. Die Fachwerkhäuser ringsum der St. Gertrudis waren ihr über den Kopf gewachsen. Nur noch der Kirchturm bekam die Sonne zu sehen. Trotzdem war sie für Joseph die heiligste aller Goteshäuser. Denn hier hatte er seine Petrisa geheiratet.

Abermals roch er den liebziarten Geruch der Kirschi Blüten, als er sich daran zurückerinnerte, wie er am Rheinufer um Petrisas Hand angehalten hatte. Mit Tränen in den Augen willigte sie ein. Doch wirkte sie alles andere als glücklich. Auch brachte sie keinen Ton hervor, als würde ein Kloß ihre Stimme erdrücken.

Selten hatte Joseph so eine traurige Braut gesehen. Unentwegt starrte sie zu Boden, wagte es nur für einen Wimpernschlag, ihm in die Augen zu blicken. Die Leute tuschelten und kicherten hinter vorgehaltener Hand. Allen voran ihre Schwestern, die immer wieder die Lippen schürzten und wie Nagetiere die Zähne aufeinander schlagen ließen. Allein bei dem Geräusch zuckte Petrisa zusammen.

Joseph kümmerte der Pöbel nicht. Nicht der Tag ihrer Eheschließung war von Bedeutung, sondern alle Tage, die noch folgen sollten. Was auch immer Petrisa bedrückte, er würde ihren Kummer hinwegfegen und sie zur glücklichsten Frau machen. Dafür würde er Sorge tragen, das gelobte er hier und heute.

Trotz seiner edlen Gesinnung klopfte ihm das Herz wie noch nie, als er sich nach dem Brautlauf mit Petrisa zum ersten Mal allein im Haus befand. Mit dem Rücken zu ihm blieb sie auf der anderen Seite der Feuerstelle im flackernden Zwielicht stehen. Er fühlte mit jeder Faser, wie fremd sie einander noch waren. Wie viel Unausgesprochenes zwischen ihnen stand.

Mit einem Mal krümmte sie sich schluchzend vor, die Hände in ihre Schulterblätter vergraben. Ihr Kleid, das herrlich weich um ihren Leib gefallen war, zog nun unzählige Falten. Sie schluchzte so sehr, dass ihm schien, ihr könnten die Rippen davon brechen.

Unendlich traurig senkte Joseph den Blick.

»Liebst du mich nicht, Petrissa?«

»Ich liebe dich«, hauchte sie. »So sehr, dass ich dich betrogen habe.«

Mit tränenvollen Augen wandte sie sich um.

»Ich konnte es dir nicht verraten.«

Er runzelte die Stirn, während sie den Stoff von ihrer knöchigen Schulter abstreifte.

»Meine Schwestern haben gesagt, du würdest mich abstoßen. Jemand wie ich könnte dich nur anwidern.«

Mit dem bereits nackten rechten Arm wischte sie den Stoff von ihrer anderen Schulter. Weich wie Wasser glitt das Kleid von ihr ab. Einen Arm krampfhaft um ihre Brust geschlungen, die Beine eng zusammengepresst, stand sie vor ihm, vollkommen nackt.

Auch wenn Joseph nur ihre Umrisse ausmachen konnte, atmete er bei ihrem Anblick tief ein. Sie war wunderschön, er konnte nicht begreifen, was ...

Sie packte einen Stoß Zweige, die zum Entzünden neben dem Kamin lagen, und warf sie in die Glut. Asche stob auf, gleich darauf schlugen Flammen bis in den Abzugsschacht hoch. Eine Hitzewelle brandete über Joseph hinweg. Er weitete die Augen, als der Feuerchein Petrissas Geheimnis enthüllte.

Die kleinen Narben, die er bereits auf ihrer Handfläche erfühlt hatte, bedeckten ihren ganzen Körper. Teilweise erhoben sich rote Narbenwulste von ihrer Haut, die auf sehr tiefe Wunden hinwiesen. Sie mussten sich entzündet haben und sie sehr lange gequält haben.

Fassungslos schüttelte er den Kopf. Was hatte sie so entstellt? Wer oder was war so grausam zu ihr gewesen?

Mit bebenden Lippen kreuzte Petrissa die Arme vor der Brust.

»Was habe ich mir nur dabei gedacht? Wie habe ich nur hoffen können, dass du mich lieben könntest? Wo ich doch selbst jede Faser meines Körpers *hasse!*«

Sie grub die Nägel in ihre Oberarme und zog sie so scharf über ihre Haut, dass sie rote Striemen hinterließen.

»Und auch du wirst mich hassen. Mich ... *den Rattenköder.*«

Joseph sog scharf die Luft ein. All diese Narben ... waren das *Rattenbisse* gewesen?

Kein Ekel lag in seiner Stimme. Nur all sein Schmerz und seine Trauer.

»Petrisa ...«

Er trat auf sie zu, streckte die Hand nach ihr aus. Doch sie zog sich vor ihm zurück, ihr Gesicht verzerrt vor Qual.

»Nein, fass mich nicht an! Ich ekle mich vor mir selbst!«

Obwohl sie ihn abzuwehren versuchte, nahm er sie in seine Arme. Sie wand sich unter ihm, verpasste ihm Faustschläge gegen die Brust, doch er hielt sie weiterhin umfasst. Er wusste, dass sie nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst kämpfte.

Immer wieder flüsterte er ihr mit all seiner Liebe für sie ihren Namen zu, während sie schrie und schluchzte.

»Petrisa ... Petrisa ...«

Als sie sich heiser geschrien hatte, brach sie schluchzend in seinen Armen zusammen. Er musste sie halten, damit sie nicht zu Boden sackte. Er spürte ihre Tränen an seinem Hals. Fühlte das Beben ihres Brustkorbs. Ihren Nacken umfasst, drückte er sie fest an sich. Er wollte ihr helfen. So sehr helfen.

»Was ist passiert?«, wisperte er auf ihren Haaransatz.

Sie hatte ihm ihren Körper entblößt. Doch ihm ihre Seele offenzulegen, das fiel ihr so viel schwerer. Immer wieder schnappte sie nach Luft, um anzufangen.

»Ich war acht Jahre alt. Auf einmal fiel die Straße in sich zusammen. Sie ist einfach unter meinen Füßen weggebrochen. Von einem Moment auf den nächsten war ich begraben. Alles war dunkel. Ich

konnte mich nicht bewegen. War eingeklemmt. Ich wollte schreien, aber meine Brust war zu sehr eingezwängt. Ich konnte kaum atmen, geschweige denn einen Ton hervorbringen. *Aber ich war nicht allein dort.*«

Eine Gänsehaut überzog Josephs Arme, und er drückte sie noch fester an sich. Er spürte ihren harten Herzschlag an seiner Brust. Inzwischen war sie ruhig geworden. Fast unheimlich ruhig.

»Unter der Straße hatte eine riesige Rattenkolonie Höhlen gegraben. Deswegen war die Straße eingebrochen. Und ich steckte nun mitten in ihrem Bau fest. *Sie waren überall.*«

Er strich über ihre tränennasse Wange, während sie bebend um Luft rang.

»Sie liefen über mein Gesicht. Ich fühlte ihre Pfoten und Krallen auf meinen Lippen. Wie sie unter mein Kleid krochen.«

Joseph presste die Augen zusammen. Wie grauenvoll musste dieses Erlebnis für ein Kind gewesen sein?

»Dann begannen sie, mich zu beißen. Mich anzunagen. Immer noch fühle ich ihre Zähne in meinem Fleisch. Sie fraßen mich bei lebendigem Leib. Ich höre immer noch ihr Schmatzen, wie sie auf meinem Fleisch kauen. Spüre nach wie vor ihre Zungen, die von meinem Blut lecken.«

Joseph schluckte mit verengter Kehle.

»Meine Eltern und Schwestern befreiten mich aus dem Bau. Sie sagten mir, ich sei nur ganz kurz verschüttet gewesen. Für mich fühlte es sich an wie Tage und Nächte.«

Sie krallte ihre zerschundenen Hände in den Stoff an seinen Schultern.

»Und dieser Geruch ... Er hat mich nie verlassen. Ich stinke immer nach Ratte, ganz gleich, wie oft ich mich wasche.«

Joseph atmete tief ein. Ihre Familie mochte ihren Körper aus dem Rattenbau gerettet haben. Doch ihre Seele suchte bis heute vergeblich den Weg hinaus.

Er schloss die Augen und ließ seine Hand langsam von ihren Schulterblättern zu ihrem Nacken wandern und grub die Finger in ihr Haar.

»Was tust du da?«

Es waren die gleiche Frage und derselbe verduzte Unterton in ihrer Stimme wie an dem Tag, als er sich neben sie gestellt hatte, um sie nach Hause zu begleiten.

Seine andere Hand wanderte tiefer hinab, folgte der Beuge ihrer Taille.

»*Ich zeig dir, wie schön ich dich finde*«, wisperte er in ihr Haar.

»*Wie sehr ich dich begehre.*«

Er spürte, wie sie sich unter ihm verhärtete. Abermals kämpfte sie gegen den Zweifel an, ob seine Worte wahr sein mochten. Vermutlich echoten in ihr das Lachen ihrer Schwestern zusammen mit dem Quieken der Ratten. Wie sollte sie auch anders denken, wenn sie sich seit Jahren als Rattenköder ansah? Sich selbst hasste?

Bevor sie ein Widerwort einlegen konnte, schlang er einen Arm um ihre Knie und hob sie hoch. Zum ersten Mal blickte sie ihm lang, ohne einen Wimpernschlag, in die Augen, während er sie zu ihrem Bett trug. Sie löste auch dann nicht den Blick von ihm, als er sie sanft darauf hinab legte. Dann machte er sein Versprechen wahr. Zeigte ihr, wie schön er sie fand. Die ganze Nacht lang küsste er sie. Jeden Zoll ihrer Haut. Jede einzelne Narbe. Er strich endlos über ihr Haar, ihren Hals, die Innenseite ihrer Arme, ihre Taille, ihre Hüften, die Beine bis zu den Fußballen hinab.

Erst, als der erste Schein der Morgendämmerung am Rand der Stadtmauer begann aufzuglimmen, hatten sie miteinander geschlafen, obwohl er nicht darauf hingezielt hatte. Er hatte nur seine wunderschöne Braut genießen wollen. Und er hatte ihr schenken wollen, mehr noch als alles andere, dass sie ihren eigenen Körper wieder genießen konnte.

Immer noch bewegt von der Erinnerung dieses Tages, öffnete Joseph ihre Haustür. Der Rahmen war so niedrig, dass er sich

darunter hinwegbücken musste. Erleichtert stieß er seinen Atem aus. Dort war sie. Endlich.

»Petrisa ...«



Kapitel 4

Ein Fremder im Haus

Petrissa stand mit dem Rücken zu ihm neben der ummauerten Feuerstelle. Wie stets trug sie ihre Leinenhaube mit dem abstehenden, geriffelten Rand. An den vielen Fransen, die sich davon gelöst hatten, konnte Joseph bereits erahnen, dass Petrissa tüchtig gewesen war, wenn auch leider nicht bei ihrer bezahlten Arbeit.

Als der Lichtstrahl aus der offenen Tür an ihr vorbeiglitt, wandte sie sich mit geweiteten Augen um. In ihrer kleinen, hageren Hand hielt sie eine Stange mit acht Glocken, die mit ihrer Bewegung läuteten.

»Joseph«, stieß sie aus. Mit Glockengeläut stürmte sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme.

Er drückte sich ebenso innig an sie. Gestern Nacht, als er sich mit wundem Bein durch den Wald geschleppt hatte, war er sich nicht sicher gewesen, ob er sie je wieder so halten könnte. Er musste sich beherrschen, um nicht in Tränen auszubrechen. Das würde sie nur unnötig beunruhigen.

Sie zog den Kopf zurück und strich ihm über die Wange. Dabei betrachtete sie eingehend sein Gesicht, als hätte sie ihn nicht einen Tag, sondern Jahre nicht gesehen.

»Du kommst spät.« Kein Tadel klang in ihrer Stimme. Nur Sorge.

Er behelligte sie nicht mit Einzelheiten. Sie wusste, dass eine Jagd niemals wie geplant ablief.

Seufzend umfasste er ihre Hand mit der Stange.

»Wieder die Glocken, Petrissa?« Auch in *seiner* Stimme tönte kein Tadel. Nur Sorge.

Mit erhobenem Zeigefinger trat sie vor ihm zurück. Die Anspanntheit setzte sich wieder in ihrem Gesicht fest, die ihr unteres Augenlid verengen und das obere heben ließ.

»Es ist eine hier, Joseph. Ich bin mir ganz sicher.«

Ihr Blick richtete sich zusammen mit ihrem Zeigefinger nach oben zur Holzdecke.

»Ich habe sie gehört, wie sie über die Balken gekrabbelt ist. Das Trippeln ihrer kleinen Krallen.«

Joseph atmete tief durch, während er seine Schuhe auszog und die Waffen in die Halterungen an der Wand ablegte.

Petrissa fuhr so ruckartig herum, dass ihr Kleidersaum hochschwung und die Glocken läuteten.

»Auf irgendetwas hat sie herumgenagt!«, rief sie mit heiser klingender Stimme aus. Sie spie jedes Wort aus, als seien sie bitter wie Galle. »Sie hat den Saft daraus gesogen. Hat *widerlich* geschmatzt.«

Geduldig hörte Joseph ihr zu, obwohl er diese Worte schon unzählige Male gehört hatte. Er nahm gerade seine Gugel mit der Lederkapuze ab, als sie nach dem Reisigbesen griff, ihn gleich einem Krieger einmal in der Luft kreiste und auf den Lehm Boden aufschlagen ließ.

»Aber ich erwisch' sie noch!«

Mit sanftem Blick trat er auf sie zu. Zärtlich umfasste er ihr Handgelenk mit dem Besen und küsste sie hinter dem Ohr.

»Sie ist hier«, raunte sie ihm zu. »*Ich weiß es.*«

Verzweiflung und Angst klangen in ihrer Stimme. Joseph wusste, dass ihre Schwestern, mit denen sie früher die Schlafkammer teilte, keinerlei Verständnis für sie aufgebracht hatten. Obwohl Petrisa heulend darum bettelte, ließen sie nie eine Talgkerze brennen. So horchte sie die halbe Nacht in die Dunkelheit, lauschte dem Trippeln, Quieken und Nagen. Auch war es ihr ein Graus, mit offenem Fenster zu schlafen, ganz gleich, wie stickig es sein mochte. Aus Schadenfreude hatten ihre Schwestern ihr manchmal tote Ratten neben das Kopfkissen gelegt. Wenn sie besonders grausam waren, auch Lebendige.

Joseph wagte es nie, auch nur anzudeuten, dass sie es sich einbilden könnte. Ob Ratten der Gegenwart oder Vergangenheit – für Petrisa waren sie alle echt. Somit behandelte er sie allesamt wie wahres Ungeziefer.

»Hast du die Falle schon aufgestellt?«

Sie nickte.

»Dann wirst du sie bald fangen.«

Er strich von ihrer Hand hoch zum Besen und umfasste ihn. Zögerlich ließ sie den Stiel aus ihrer Umklammerung. Auch den Stab mit den Glocken nahm er an sich. Sie nutzte den Lärm, um die Ratten aus ihrem Versteck zu locken. Es handelte sich um ein sehr kostspieliges Instrument, das sie dem Rattenfänger abgekauft hatte. Lange Zeit hatten sie sich deswegen nur trockenes Brot mit Brühe leisten können.

Liebevoll wickelte er eine ihrer Strähnen um seinen Zeigefinger.

»Vielleicht verjagt das Geklapper von Kochgeschirr ebenso das Ungeziefer?«

»Natürlich«, stieß sie aus. »Du musst hungrig sein.«

Ich bin am Verhungern, knurrte er innerlich.

Für gewöhnlich senkte sich sein Appetit, je länger er fastete. Doch heute war er so hungrig, dass er kurz davor war, selbst die Ratte zu suchen, um sie als Ganzes hinunterschlingen.

Petrisa hastete zur Feuerstelle und stocherte in der Asche herum auf der Suche nach einem noch glimmenden Glutbrocken. Es war nicht das erste Mal, dass sie in ihrem Jagdeifer das Feuer hatte ausgehen lassen.

Joseph setzte sich auf den Schemel neben dem kleinen Esstisch. Während Petrisa einen Kessel am Dreibeinstander aufhängte und darin irgendetwas nicht gerade appetitlich Riechendes erwärmte, schärfte Joseph mit einem Schleifstein sein Saxmesser. Dabei behielt er wie gewohnt seine Lederhandschuhe an, um sich anders als sein Vater keine Verletzung zuzuziehen. Ganz gleich, wie müde er nach der Arbeit war, stets sorgte er dafür, dass alle Klingen einschließlich

der Bolzen im Köcher geschärften waren. Auch überprüfte er seine restliche Ausrüstung auf Schäden. Mochten sie auch keiner täglichen Inspektion bedürfen, so gab es ihm ein Gefühl der Sicherheit und Kontrolle.

Petrissa umfasste seine Schulter und stellte ihm eine Schüssel voll warmem Pastinakenbrei mit frisch geschnittenen Zwiebeln und zwei Scheiben Sauermilchkäse hin. Für gewöhnlich hätte sich Joseph heißhungrig darüber hergemacht, heute musste er seine Faust gegen die Nase drücken, um seinen Brechreiz zu unterdrücken.

Petrissa beugte sich über seine Schulter, schmiegte ihre Stirn an seine Wange. Doch es war keine Liebkosung. Sie führte ihre Nase dicht an seinen Hals und sog die Luft ein. Joseph dagegen stockte der Atem, während er hart schluckte.

»Was riechst so ... *kräutrig?*«

Er räusperte sich. »Ein altes Heilmittel meines Vaters«, presste er hervor. »Schützt vor ... Kälte.«

Es war ihm ein Graus, seine Frau anzulügen. Jedes Wort lag ihm schwer wie ein Stück Blei im Mund.

Rasch nahm er einen Löffel voll, um nicht noch mehr sagen zu müssen. Doch der Pastinakenbrei fühlte sich in keinerlei Weise besser an in seinem Mund. Eher, als hätte Petrissa ihm Lehm gekocht. Mit Tränen in den Augen würgte er ihn irgendwie hinunter. Keuchend starrte er auf die Schüssel mit der gleichen Abscheu wie für einen Haufen Abfall. Es musste sich auch um eine Nachwirkung des Wolfsgifts handeln. Denn er war alles andere als wählerisch, wenn es ums Essen ging. Ein voller, warmer Bauch genügte, um ihn zufrieden zu stellen.

Wie eine Waffe umklammerte er den Löffel und bohrte ihn noch einmal in den Brei.

Ich habe einen stundenlangen Marsch hinter mir mit einem ganzen Wildschwein im Schlepptau! Ich brauche Kraft! Der Wolf wird mir nicht meine wohlverdiente Mahlzeit verwehren!

Er steckte den Brei in den Mund, kaute nicht einmal die Zwiebelstücke, schluckte einfach alles hinunter. Sein Magen wand sich, doch er ließ sein Flehen ungehört.

Während er um jeden Bissen kämpfte, tunkte Petrisa einen Lappen in den Wassereimer und begann, ihr Bettgestell zu schrubbieren. Ratten liebten Dreck, deswegen hatte sie jedem Schmutz den Kampf angesagt. Täglich reinigte sie alle Oberflächen, kehrte und wischte den Boden. Ebenso wusch sie öfter noch als Adlige Kleidung und Bettlaken.

Sie gehörten wohl zum einzigen Haus in der Stadt, wenn nicht gar im ganzen Reich, das keine Streu aus Sand und Stroh am Boden ausgelegt hatte.

›Ich bereite den Viechern nicht auch noch ein Nest!‹, hatte sie ausgerufen und jeden Strohalm und jedes Sandkorn hinausgefegt. Ihr Boden bestand lediglich aus hartgetretenem Lehm, auf dem sich nicht einmal eine Brotkrume finden ließ.

Ihr Glück war, dass ihr Haus aus bloß einem Raum bestand mit einem großen Bett, einem Esstisch, drei Schemeln, einer Truhe und einer Kochstelle. Auch an Kleidung hatte jeder nur eine Garnitur zum Wechseln. Kessel, Bratpfannen, Kochlöffel, Zangen und Messer hingen frei von einander an Haken an der Wand, sodass kein Nagetier auch nur in die Nähe kommen konnte.

Petrisa huschte so hastig zwischen den aufgehängten Zöpfen aus Knoblauch, Zwiebeln und Kräuter umher, dass sie hin und her pendelten. Gerade noch rechtzeitig duckte sie sich unter den von der Decke baumelnden Henken, wo sie ihr getrocknetes Brot aufbewahrten. Als Nächstes wandte sie sich an die Fässer, deren Deckel mit einem Steinbrocken zusätzlich beschwert waren. Petrisa hob jeden einzelnen Brocken an und rückte ihn zurecht, als befürchtete sie, er könnte über Nacht an Gewicht verloren haben.

Joseph war die Emsigkeit seiner Frau gewohnt. Meistens ließ er sie gewähren. Doch heute dröhnte jeder Ton in dutzendfacher Lautstärke in seinem Kopf.

»Bitte, Petrisa. Wenn du noch mehr putzt, schrubbst du das Haus weg.«

»Nur noch das Geschirr. Oder willst du, dass *die Ratte* deine Schüssel ausleckt?«

Petrisa schnappte sich seine Schüssel, die er unter Aufwand seiner ganzen Willenskraft geleert hatte. Zum ersten Mal hielt sie in ihrer Hektik kurz inne und starrte auf die Schüssel. Für gewöhnlich kratzte er selbst noch den kleinsten Rest raus. Heute hatte er nicht einmal den ganzen Sauermilchkäse aufessen können. Sie bedachte ihn mit einem kurzen Blick, dann ging sie weiter und verschwand aus seinem Sichtfeld.

Obwohl sie nichts gesagt hatte, genügte der Ausdruck in ihren Augen, um sein drückendes Gefühl zu bestätigen. Denn auch er fühlte sich selbst fremd. Als hätte er ungefragt etwas mit in ihr Haus gebracht, dem sie keinen Einlass gewähren durften. Etwas Unbeherrschtes. Unberechenbares.

Wie gewohnt griff er in den Lederbeutel, um Petrisa seinen Lohn zu überlassen, sodass sie alle nötigen Einkäufe machen konnte. Seufzend drehte er die stumpfe Münze zwischen Zeigefinger und Daumen. Das genügte gerade mal für einen Tag, höchstens zwei. Und Petrisa hatte heute auch keinen Lohn nach Hause gebracht.

Er brauchte nicht zu fragen, wieso sie nicht ihrer Arbeit als Wäscherin nachgegangen war. Solange sie daran glaubte, dass sich eine Ratte im Haus befand, hingen all ihre Gedanken an dem Tier fest. Sie vergaß sogar, dass sie überhaupt eine andere Arbeit besaß.

Er klatschte die Hand zusammen mit dem Heller auf die Tischplatte.

»Du musst in die Arbeit, Petrisa«, sprach er ruhig aus.

Er konnte nur hoffen, dass die Herrenhäuser, für die sie die Wäsche machte, nicht schon jemand anderen beauftragt hatten. Zwar kannten diese Petrissas gelegentlichen Ausfälle, die sie mit schlechter Gesundheit erklärte, doch konnte das Verhältnis von Ärger und

Verständnis schnell kippen. Dass Petrisa überhaupt noch von jemandem angestellt wurde, lag allein daran, dass niemand so gründlich wusch und vor allem so große Wäscheberge auf einmal zu bewältigen vermochte.

»Arbeit«, wisperte Petrisa geistesabwesend, als müsste sie sich erst daran erinnern, was das Wort bedeutete.

Im nächsten Moment krallte sie die Hände ineinander und ließ ihren Blick umherhuschen.

»Aber die Ratte ...«

Joseph erhob sich von seinem Schemel. Er hatte schon die Augen verkniffen in der Erwartung des gewohnten Stichs im Rücken. Doch auch dieses Mal verschonte ihn der Schmerz.

Er trat an seine Frau heran und löste ihre verkrampften Hände.

»Du weißt doch, Petrisa. Ratten kommen nur heraus, wenn wir weg sind oder schlafen. Solange du hier wie ein Wirbelsturm herumfegst, wird sie nicht einmal wagen, die Pfoten von ihren Augen zu nehmen.«

Sie stieß den Atem aus. Ein Anflug eines Lächelns huschte über ihre trockenen Lippen. Er legte seine Hand unter ihr Kinn und hob es an, damit sie ihn ansah.

»Vertraust du der Falle, Petrisa?«

Sie nickte, wenn auch etwas zögerlich.

Am Anfang ihrer Ehe hatte er sie gewähren lassen, wenn sie sich einbildete, eine Ratte sei im Haus. Er hatte geglaubt, nach tagelanger vergeblicher Suche würde sie einsehen, dass es nirgendwo Ungeziefer gab. Doch anstatt, dass ihr Wahn abnahm, steigerte sie sich mehr und mehr in ihn hinein. Obwohl keine Ratten mehr die Zähne in sie schlugen wie damals in der eingebrochenen Höhle, so wurde sie immer noch von der Vorstellung davon zernagt.

Damals baute er die Falle. Sobald Petrisa das Haus verließ, fing er ohne ihr Wissen eine Ratte auf der Straße und steckte sie hinein. Erst dann legte sich Petrissas Rastlosigkeit, und sie fand für einige Tage Ruhe, bis der Wahn wieder von vorne begann. Sie brauchte

die Gewissheit, dass sie nicht hilflos war. Nicht mehr ein unter Erdbrocken eingeklemmtes Kind, das nicht einmal die Hand ausstrecken oder schreien konnte.

Joseph ließ seine Hand von ihrem Hals zu ihrer Schulter gleiten. Er sollte ihr den Weg freimachen, damit sie sich aufmachen konnte. Doch er konnte nicht. Stattdessen sah er ihr mit hart klopfendem Herzen in die Augen.

Unzählige Nächte hatten sie nebeneinandergelegen und sich alles erzählt. Jede Sorge. Jeden Traum. Jeden Schmerz. Nun ragte zum ersten Mal ein Geheimnis wie eine unsichtbare Feuerwand zwischen ihnen auf. Wer auch immer versuchte, sie zu durchdringen, würde verbrannt werden.

Ich weiß jetzt, wie es ist, wisperte er innerlich und strich über die Narben an ihrer Schulter. Ich weiß, wie sehr ein Biss schmerzt. Und wie sehr es einen verändert.

Er wollte es ihr sagen. So sehr. Und doch konnte er es nicht. Sein Geständnis würde zu viele Fragen aufwerfen. Anstatt Rattenzähne würden Sorgen sie zerfressen. So wie er sie kannte, würde sie ihm nie wieder erlauben, die Stadtmauern zu verlassen.

Auch er wusste nicht, was ihn erwartete, wenn er sich das nächste Mal zum Wald aufmachte. Doch er kannte nun seinen Feind. Er würde sich wappnen. Dieser Krieg hatte eben erst begonnen.

Petrissa blickte ihm ebenso tief in die Augen. Ebenso suchend. Sie mochte ahnen, dass er ihr etwas gestehen wollte. Und dass er es aus irgendeinem Grund nicht vermochte.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen weichen Kuss auf den Mund. Ein Zeichen für ihr Verständnis gegenüber seinem Schweigen? Oder ein Versprechen, dass sie das Siegel des Geheimnisses auf seinen Lippen brechen würde?

Sie ging an ihm vorbei. Ihr Arm streckte sich schon zum Türgriff, da nahm er ihre andere Hand und hielt sie auf. Er führte seine

Finger ihre Taille entlang und schlang den Arm um ihre Mitte. Mit einem tiefen Seufzer drückte er sich von hinten an sie.

Petrissa drehte den Kopf zur Seite, was er sogleich ausnutzte, um sein Gesicht an ihren Hals zu schmiegen.

»Ich soll doch in die Arbeit«, flüsterte sie.

Er strich den Stoff ihres Kleids über ihre Schulter und gab ihr einen Kuss auf die nackte Haut.

»Ein bisschen kann die Arbeit noch warten.«

»Willst du nicht schlafen?«

Er strich seine Lippen von ihren Hals hinauf zu ihrem Ohr.

»Wie soll ich Schlaf dieser herrlichen Frau vorziehen?«

Ihre Frage war berechtigt. Wenn er von der nächtlichen Wildschweinjagd zurückkehrte, war er für gewöhnlich so müde, dass er es kaum bis zum Bett schaffte. Doch heute wollte er nicht einmal an Schlaf denken.

Petrissa lehnte mit geschlossenen Augen den Kopf zurück auf seine Schulter. Mit einer Hand wanderte sie seinen Nacken hoch und vergrub sie in seinen Haaren.

»Was hast du mit deinem Haar gemacht?«

Sie musste bemerken, dass es voller war als gewöhnlich.

»Frische Luft«, raunte er nur.

Dann packte er sie und hob sie mit einer schwungvollen Bewegung hoch. Erschrocken sah sie ihn an. Seit Jahren hatte er sie aufgrund seines Rückenleidens nicht mehr getragen. Wie am Tag ihrer Hochzeitsnacht blickten sie sich an, während er sie zum Bett trug.

Mit den Zähnen öffnete er den Knoten der Riemen seiner Armschienen. Er wollte seine Frau mit jedem Zoll seiner Haut fühlen. Nichts sollte sie trennen. Kein Stoff. Kein Leder.

Obwohl keiner von ihnen noch auf ein Kind hoffte, gaben sie sich inniglich einander hin. Nur für einen Moment keine Bisse. Keinen Wahn.

Nur Küsse. Nur Liebe.

*Nicht nur mein Gift durchpulst dich.
Auch mein Seelenblut.
Gemeinsam wecken wir eine Hoffnung,
die wir in Dunkelheit begraben haben.
Gemeinsam verwandeln wir eine Sehnsucht aus dem Traum
zu Fleisch und Blut.*



*Kein Greifen ins Leere mehr.
Keine stummen Schreie.
Ein neues Herz. Ein neuer Puls. Ein neuer Beginn.
Du und ich sind der Anfang.
Du und ich werden das Ende sein.
Vergiss niemals.*

*Der Mond liebt ohne Gnade.
Der Mond tötet ohne Gnade.*

Kapitel 5

Graben

Ein scharfes Schaben. Hektisch. Verzweifelt.

Ein heißes Keuchen. Worte zischend gleich einem Bannfluch.

Der Geruch der Angst in der Nachtluft, gemischt mit Glut und Rauch.

Nach und nach drängte sein Bewusstsein Josephs Schlaf fort. Wie gewohnt lag er in seinem Bett. Und doch fühlte er sich wie auf einer Streckbank festgeschnürt. Petrissa saß aufrecht neben ihm. Auch das kam öfter vor. Es gab keine Nacht, in der sie durchschlief, da Albträume sie verfolgten oder sie meinte, Ratten außer oder gar im Haus zu hören. Doch nun befasste sie sich nicht mit Nagetieren, sondern mit ihm.

Er blinzelte mit gerunzelter Stirn, um seine verschwommene, leicht wankende Sicht zu schärfen.

»Was tust du da?«, fragte er mit noch vom Schlaf rauer Stimme.

Er drehte den Kopf, doch versperrte ihr knochiger Rücken, auf dem ihr Nachtkleid vor Schweiß klebte, ihm die Sicht auf ihre Hände.

Sie wandte ihm nicht einmal das Gesicht zu, fuhr fort mit ihrem Schaben.

»Sie müssen weg. Sie müssen weg«, wiederholte sie in einem fort.

»Was zum ...?«

Mit einem Schlag war Joseph hellwach, als hätte jemand ihm einen Kübel Eiswasser übergekippt. Er setzte sich ruckartig auf und fand seine Befürchtung bestätigt: Die Wolfskrallen wuchsen nach. Und Petrissa kämpfte mit einer Holzfeile gegen sie an. Doch auch wenn sie es schaffte, die Klaue eines Fingers vom Wachsen abzuhalten, so krümmten sich die anderen zu tödlich scharfen Spitzen.

Joseph stieß seinen angestauten Atem aus. Er hob aus Gewohnheit die Hand, um sie in seinen Haaren zu vergraben. Doch mit den Krallen daran wirkten seine eigenen Hände fremd. Als würde sie jemand anderem gehören. Jemandem, der er niemals sein wollte.

»Petrisa, ich ...«

Was sollte er ihr sagen? Sie würde glauben, er sei verflucht. Was leider auch der Wahrheit entsprach.

Petrisa schnappte sich einen der Holzscheite, die neben ihrem Bett geschichtet waren, und pfefferte ihn quer durch den ganzen Raum in die Feuerstelle. Glutfunken sprühten zwischen Asche und Rauch auf. Gleich darauf schlängelten sich Flammen in die Höhe und leckten am rußgeschwärzten Stein. Ein orangeroter Schein flackerte durch den Raum und erhellte Petrisas von Schweißperlen besprenkeltes Gesicht.

»Es sind diese Mistviecher«, presste sie heiser hervor. »Sie haben dich krank gemacht.«

Joseph zog die Brauen zusammen. »Was?«

»Fleckfieber, Bandwürmer, Tollwut, die Pest! Sie kommen alle von ihnen! Und auch das hier ist ihr Teufelswerk!«

Joseph öffnete den Mund, während Petrisa sich die Krallen am Daumen vorknöpfte. Glaubte sie wirklich, Ratten seien schuld an den Klauen?

Die aufsteigenden Glutfunken spiegelten sich in ihren verengten Augen mit den geweiteten Oberlidern.

»Es kommt davon, dass du sie immer aus den Fallen rausholst! Und ich habe dir noch gesagt, fass sie nie mit bloßen Händen an! Nicht einmal einen Zoll ihrer Haut! Sie sind giftig! *Giftig!*«

Der Ausdruck in ihren Augen veränderte sich. Wurde fern, als würde sie in eine andere Welt, eine andere Zeit blicken. Auch ihre rauchige Stimme hörte sich mit einem Mal geisterhaft an.

»Ich weiß es. Sie haben auch mich vergiftet. Nachdem sie mich überall gebissen haben, bekam ich hohes Fieber. Krämpfe schüttelten meinen ganzen Körper. Ich keuchte, als würde ich ersticken.

Und ich sah Dinge. Dinge, die nicht sind. Dinge, die nicht sein sollen. Sie sind vor meinen Augen verschwunden. Doch dieses Gefühl, als seien sie noch da, ist nie gewichen. «

»Petrisa«, begann er in der Absicht, sie zu verbessern.

Doch dann schloss er den Mund. Wahrscheinlich war es besser so. Petrisa hatte ihre eigene Erklärung für sein Leiden gefunden. Sie hatte schon genug mit den Ratten der Stadt und in ihrem Kopf zu kämpfen, einen weißen Riesenwolf brauchte sie nicht auch noch dazu. Und in einem hatte sie Recht: Es handelte sich um Gift. Die Wirkung würde irgendwann nachlassen und damit würden die Krallen verschwinden. Dann konnten sie das alles in einem tiefen Winkel ihres Bewusstseins vergraben und wieder zu ihrem gewohnten Alltag zurückkehren.

Vor dem Biss hatte er sich wegen seines Rückenleidens mühsam seitlich aus dem Bett rollen müssen, um hochzukommen. Jetzt riss er die Decke zurück und sprang aus dem Bett. In einer Bewegung riss er das Saxmesser aus der Scheide, die angelehnt an der Wand stand, knallte seine Hand flach auf die Fensterbank und hob die Klinge.

»Nicht!«, schrie Petrisa.

Da ließ er die Schneide schon hinabrasen. Petrisa kreischte auf.

Schwer atmend sah Joseph auf seine Finger mit der abgetrennten Klaue. Noch immer zeugte ein dicker Rand davon, dass etwas Widernatürliches mit ihm vorging. Er bewegte die Zehen, wodurch die Klauenspitzen an seinen Füßen auf dem Boden klapperten.

»Wenn ich fertig bin, kannst du weitermachen.«

Dann hob er wieder die Klinge und ließ sie hinabsausen.

Ich darf nicht länger warten. Ich muss es tun. Jetzt.

Vom Schneeregen eingehüllt, stampfte Joseph durch die schlammigen Straßen. Die halb getauten Flocken klatschten auf seinen Mantel und rutschten am Leder hinab.

Die Kirchtürme streckten sich rund um ihn empor, als wollten sie ein Loch in die steingraue Wolkendecke stechen, um einige Sonnenstrahlen durchscheinen zu lassen. Vom Anbruch des Tages war nur ein dumpfer Schein am Rand der Stadtmauer zu bemerken. In den verwinkelten Gassen klebten nach wie vor die Schatten der Nacht.

Während er sich durch den Schneematsch kämpfte, wusch Petri-ssa die Rattenfalle mit kochendem Wasser aus. Doch sie hatte ihm versprochen, sich danach zur Arbeit aufzumachen.

Joseph zog seine Lederkapuze tiefer ins Gesicht und bog in eine andere Straße. Allein die Breite und der ebene Boden zeugten davon, dass er das Armenviertel verlassen hatte. Hier erhoben sich die Giebelhäuser vier bis fünf Stockwerke hoch, wovon jedes das andere in seinem Prunk zu übertrumpfen versuchte.

Das Krächzen einer Krähe ließ Joseph den Kopf heben. Die halb aufgetauten Schneeflocken rutschten über die Schindeln, mit denen die Obergeschosse vertäfelt waren. Die geschnitzten Drachen- und Löwenköpfe der herausragenden Dachbalken waren verklebt vom Schnee, als seien sie mit Augenbinden versehen. Auf einem saß die Krähe und schüttelte sich die Nässe aus den Federn.

Joseph senkte wieder den Kopf, schenkte dem Reichtum ringsherum keine Beachtung. Sein Weg führte weiter. Er steuerte so entschlossen auf den Knecht zu, der Schneematsch von der Straße kehrte, dass dieser seinen Besenstiel schützend vor sich hielt.

»Wo ist er?«, brummte Joseph nur.

Der Knecht streckte den Arm aus und deutete zu den Stallungen. Mit beiden Händen zog Joseph am doppelflügeligen Holztor. Wieder einmal unterschätzte er seine neue Kraft, denn er riss mit einem Ruck beide Torflügel auf, die für gewöhnlich von zwei bis drei Mann gleichzeitig und unter vielem Ächzen geöffnet wurden.

Obwohl Joseph sich zuvor mit der übriggebliebenen Schafgarbe eingerieben hatte, hoben die Pferde in den Verschlagen die Köpfe

und verdrehten angstvoll die Augen. Wie Rauchwirbel schoss der Atemdampf aus ihren Nüstern.

Joseph marschierte los, ohne ein Tier eines Blickes zu würdigen. Doch er hörte sehr wohl, wie sie mit den Hufen scharrtten oder manch ein Hengst ausschlug und die Bretterwand seines Verschlags zum Zittern brachte.

Bei den letzten und weitaus schmaleren Verschlägen blieb Joseph stehen. Er hob die Hand und legte sie flach auf das Holz. Trotz der Kälte waren seine Fingerspitzen verschwitzt. Er musste sich eingestehen, dass er Angst hatte. Nicht davor, sich lächerlich zu machen. Nicht einmal vor Schmerz. Sondern davor, einen Freund zu verlieren.

Er atmete noch einmal tief durch, dann öffnete er die Tür des Verschlags. Melchor floh sogleich mit angelegten Ohren in die hinterste Ecke. Es schmerzte Joseph, zu sehen, wie der Wallach den Schweif an seinen Körper presste. Wie die Muskeln unter dem dunkelbraunen Fell bebten. Und noch mehr stach es ihm ins Herz, wie sein ältester und treuester Freund ihn mit aufgerissenen Augen ansah.

Joseph schluckte mit einem Kloß in der Kehle. Dann setzte er sich in die entgegengesetzte Ecke des Verschlags, zog die Beine an und bettete die Stirn auf seine Knie. So verharrte er. Und er beabsichtigte auch nicht, sich zu bewegen.

Er hörte, wie Melchor rastlos auf und ab lief. Wie er mit dem Rand seiner Hufe über die Bretterwand schabte in der panischen Suche nach einem Fluchtweg. Immer wieder stieß eines der anderen Pferde ein schrilles Wiehern aus, was die Angst des Wallachs verstärkte.

Es war schwer für Joseph zu ertragen. Es drängte ihn, den Wallach irgendwie zu beruhigen. Ihm gut zuzusprechen. Ihm über die Flanke zu streifen. Doch er wusste, jede Bewegung oder auch nur sein Blick würden Melchors Furcht noch mehr steigern. So blieb er in seiner kauernenden Haltung.

Die Stallknechte tuschelten beim Ausmisten. Rätselten darüber, was die Tiere in so eine Unruhe versetzte. Obwohl sie sich bei den vorderen Verschlägen befanden, verstand Joseph jedes geflüsterte Wort, als stünden sie gleich neben ihm. Zum Glück gaben sie einem kommenden Wetterumschwung die Schuld für die Spannung der Tiere.

Erst nach mehreren Stunden kehrte allmählich Stille im Stall ein. Die Tiere in den weiter entfernten Verschlägen begannen vereinzelt, Heu und Hafer zu kauen. Manch eine trächtige Stute legte sich sogar hin. Auch Melchor wurde zunehmend ruhiger, auch wenn er nach wie vor nichts fraß.

Es dauerte noch weitere Stunden, bis Joseph in seinem Dämmer-schlaf hörte, wie der Wallach zögerlich auf ihn zutrat. Nach wie vor blieb er regungslos sitzen, doch das Herz klopfte ihm gegen die Rippen. Er spürte Melchors Atem auf der Hand und im Haar. Der Wallach überprüfte seinen Duft. Obwohl Joseph nicht wissen konnte, was in dem Wallach vorging, hoffte er, dass er nach seinem Geruch suchte. Nicht nach dem des Wolfs, nach dem seines Herrn. Seines Freundes.

Langsam, ganz langsam, hob Joseph den Kopf und blickte Melchor in die Augen. Der Wallach zuckte zurück. Doch dann streckte er wieder den Hals nach ihm aus. Vorsichtig hob Joseph die Hand und legte sie auf die samtigen Nüstern. Melchor schnaubte und hüllte ihn mit seinem warmen Atem ein.

»Mein alter Freund«, wisperte Joseph mit Tränen in den Augen.

Nach wie vor mit Bedacht erhob er sich. Der Wallach stampfte einmal mit dem Huf auf, doch er blieb stehen. Joseph führte die Hand unter den dunklen Schopf mit den hellbraunen Spitzen. Melchor hatte ihn nicht aufgegeben. Er war bereit, seine Angst vor dem Fremden in ihm für ihre alte Verbundenheit zu überwinden.

Etwas zu stürmisch schlang Joseph beide Arme um den Pferdehals und presste sich an ihn.

Der Wallach schlug seinen Kopf hoch, und Joseph fürchtete schon, ihn verschreckt zu haben. Doch dann schnaubte er und senkte den Kopf wieder. Er musste erkannt haben, dass keine Gefahr von ihm ausging, auch wenn er sich verändert haben mochte.

Joseph krallte sich in das weiche Winterfell.

»Ich brauche dich heute. Deine Kraft. Deinen Mut. Dein Vertrauen.«

Der Bischof rümpfte seine von roten Äderchen durchzogene Nase. Auf seiner Pelzmütze aus Luchsfell sammelten sich die matschigen Schneeflocken. Wie gewohnt stand er zwei Stufen höher auf der Steintreppe hinter seinem Anwesen.

»Du stinkst nach Gaul!«, spie er aus und musterte abschätzig den gesattelten Wallach neben ihm, der im Schneematsch scharrte.

Joseph sagte dem Bischof besser nicht, wonach dieser stank. Denn er konnte deutlich riechen, dass sich Ihre Exzellenz in unteren Gefilden schon länger nicht mehr gewaschen hatte.

Der Bischof hob seinen Wurstfinger mit dem rubinbesetzten Goldring, der dreimal mehr kostete als Josephs Haus.

»Ich brauche Fasan«, befahl er beim Herumdrehen und kämpfte sich die Stufen hoch. »Zwei! Besser noch drei! Hähne natürlich!«

Josephs Nacken versteifte sich, während ihm eine nasse Schneeflocke über die Wange rutschte.

»Bei diesem Wetter halten sich die Tiere versteckt, Eure Exzellenz.«

Der Bischof drehte nicht einmal den Kopf über die Schulter, hob nur seine Wurstfinger.

»Zwei«, wiederholte er. »Und sieh zu, dass die Federn nicht wieder einknicken!«

Er gab seinem Diener einen Wink, der hinter ihm die Tür zuknallte.

Joseph strich Melchor unter die mit Schneeflocken besprenkelte Mähne, mehr um sich selbst als den Wallach zu beruhigen. Er musste ohnehin in den Wald. Nicht allein, um das Kraut zu holen, was seinen Geruch überdeckte. Sondern um Krieg gegen eine Bestie zu führen.

Er setzte den Fuß in den Steigbügel und stieg zum ersten Mal seit dem Wolfsbiss in den Sattel.

»Los, mein Freund. Auf in den Kampf.«

Joseph musste Melchor bei dem Weg durch die Stadt zügeln, damit er nicht gleich losstürmte. Mit hochgestrecktem Kopf tänzelte der Wallach zwischen den hastenden Menschen und Lasttieren umher, die durch den knöchelhohen Schneematsch stampften.

Nach der Brücke hinter dem Stadttor konnte Joseph endlich die Zügel freilassen, und Melchor raste los. Im gestreckten Galopp fegten sie an den Feldern vorbei. Der Schneeregen verwandelte sich in einen auf ihn zurasenden Strom aus weißen Schlieren.

Als die weitläufige Grasebene in Sicht kam, verließen sie die Straße und steuerten auf den Rand des Königswalds zu. Gleich einer mit gezackten Zinnen besetzten Burgmauer ragte er dunkel vor ihnen auf. Mit jedem Galoppsprung nahm er an Höhe und Masse zu.

Melchor schlug den Kopf hoch und schüttelte seine Mähne. Er streckte den Hals zur Seite, wollte umkehren. Doch Joseph hielt mit den Zügeln dagegen an.

»Ja, Melchor. Ich habe auch Angst.«

Mit leisem, fast flehendem Wiehern trat der Wallach im schnee- verklebten Gras vor und zurück. Mit geweiteten Augen huschte sein Blick in alle Richtungen. Joseph dagegen starrte entschlossen geradeaus.

»Dieses Mal dürfen wir nicht fliehen. Wir sind jetzt am Zug.«

Er schlug die Fersen in die Flanken des Wallachs.

»Komm, mein Freund!«

Von neuem galoppierten sie los. Hinter einer Biegung des Waldrands kam die Jagdhütte in Sicht. Joseph musste Melchor zweimal drumherum laufen lassen, bis er es schaffte, ihn zu zügeln.

Er stieg ab und stellte sich ihm gegenüber. Der Atemdampf des Wallachs hüllte ihn ein, während der Schneeregen sie von der Seite peitschte.

»Warte hier auf mich.« Ein Schmunzeln huschte über seine Mundwinkel. »Aber dieses Mal warte auch, bis ich aufgestiegen bin, bevor du lospreschst, ja?«

Mit verengter Kehle betrachtete er den Wallach, der die Ohren drehte, um in alle Richtungen zu horchen. Er könnte Melchor mitnehmen. Keine Frage wäre es von Vorteil, ihn an seiner Seite zu haben. So war es ihm möglich, jederzeit zu fliehen. Doch er wollte ihn nicht in Gefahr bringen. Diesen Weg musste er allein gehen.

Er band das Seil so, dass Melchor sich mit einem festen Ruck losreißen konnte. Noch einmal klopfte er die Schulter des Wallachs, dann sperrte er die Jagdhütte auf und holte sich eine Schaufel und mehrere Seile. Die Stricke band er am Gürtel, den Stiel der Schaufel klemmte er schräg hinter der Halterung seiner Armbrust am Rücken fest. Seine Hände mussten frei sein. Er wusste nicht, was ihn erwartete. Als würde er gleich untertauchen, schöpfte er noch einmal tief Luft, dann trat er zwischen die ersten Stämme.

Unter den Baumkronen war es merklich stiller. Auch fanden nur wenige Schneeflocken einen Weg am Blätterdach und Geäst vorbei auf den Grund. Die Landschaft wirkte fast friedlich, wäre dort nicht diese Spannung in der Luft. Sie glich dem Druck unter Wasser. Man sah ihn nicht und doch fühlte man, wie er jede Faser des Leibs quetschte, je tiefer man sank.

Langsam ließ Joseph den Blick von Seite zu Seite huschen, während die Stämme durch sein Sichtfeld glitten. Er hielt nicht einmal Ausschau nach einem Fasan, wissend, dass die Suche erfolglos bleiben würde.

Der Wolf bewegte sich lautlos. Atmete lautlos. Trotz Josephs geschärften Gehörsinns würde er das Biest nicht kommen hören. Auch waren die Stämme hier dick genug, dass der Wolf sich dahinter verbergen konnte. Jederzeit könnte er irgendwo hervorschießen.

In einer geschmeidigen Bewegung, die ihm inzwischen in Fleisch und Blut übergangenen war, nahm Joseph die bereits gespannte Armbrust vom Rücken und löste die Sicherung.

Ich kann dich nicht hören. Ich kann dich nicht sehen. Doch ich werde dich riechen.

Allein darauf konnte er sich noch verlassen. Er musste das Biest zur Strecke bringen, bevor die Wirkung des Gifts nachließ. Mit Rückenschmerzen und stumpfen Sinnen käme es dem Umhertaumeln mit einer Augenbinde gleich.

Jäh hielt er inne und sog prüfend die Luft ein. Nicht der Geruch eines Wolfs lag in der Luft. Dafür ein anderer. Joseph ging in die Knie und schob ein Häufchen Schneematsch zur Seite. Dann beugte er sich über den feuchten Laubboden und atmete tief ein.

›Fasan‹, formte er tonlos mit den Lippen.

Er konnte es selbst fast nicht glauben, doch er war in der Lage, die Fährte eines Fasans unter dem Schneematsch zu wittern. Noch einmal blickte er über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass er nicht verfolgt wurde, dann folgte er der Spur.

Stets war er der Überzeugung gewesen, sich nahezu lautlos im Wald bewegen zu können. Sein geschärftes Gehör belegte ihm nun das Gegenteil. Nun versetzte er den Fuß schon bei dem geringsten Geräusch eines Zweigs oder einer Wurzel, die sich unter dem Laub versteckt hielt.

Manchmal meinte er, es gar nicht zu hören, sondern nur zu fühlen. Lag es daran, dass die Sohle der Schuhe dünner war als die der Lederstiefel? Oder konnte es wirklich sein, dass sich der Tastsinn an seinen Füßen verstärkt hatte?

Jäh blieb er stehen. Dort saß sie. Eine Gruppe Fasane, zu Knäueln zusammengedrängt unter dem Brombeergestrüpp. Der

Dornenbusch war von einer weißen Schicht bedeckt. Nur an manchen Stellen hielt ein Blatt dem Gewicht nicht stand, der nasse Schnee rutschte hinab und gab eine Lücke frei.

Die Fasanenhennen mit ihrem braunen Gefieder waren für ein ungeschultes Auge kaum zu erkennen. Die Hähne dagegen mit ihrem blau schimmernden Hals stachen hervor, als wären sie mit Saphirplättchen geschuppt.

Joseph legte die Armbrust in die Linke und zog mit der Rechten das Saxmesser aus der Scheide. Er musste zwei Tiere töten, was bedeutete: Er brauchte zwei Waffen.

Mit einem Satz sprang er vor und spießte einen Fasanenhahn mit der Klinge auf. Die anderen Tiere stoben aus ihrem Versteck und flatterten in alle Richtungen. Die Rechte noch am Messergriff drehte sich Joseph zur Seite und zielte mit der Armbrust auf den zweiten Fasanenhahn, der sein Heil in den Lüften suchte.

Er bräuchte nur noch abzudrücken. Doch er senkte die Armbrust wieder. Der Bischof musste sich mit einem Fasan begnügen. Diese Gruppe benötigte zumindest einen Hahn. Mochte der Bischof ihn auch als Jäger eingestellt haben, Joseph war ein Hüter des Waldes. Er sorgte für ein Gleichgewicht. Heute bedeutete es, dass Ihre Exzellenz einen Fasan weniger für seinen Hutschmuck nutzen konnte. Es bedeutete auch, dass Joseph ein weiteres Mal auf einen Heller würde verzichten müssen.

Er zog die Klinge aus dem Fasan und schnitt dem Tier die Kehle durch, damit es ausblutete. Nachdem er die Schneide im Schneematsch abgewischt hatte, band er den Hahn an den Füßen an seinen Gürtel. Allmählich fühlte er sich selbst wie ein Lasttier. Es war Zeit, dass er etwas Gewicht ablud.

Sein Blick wanderte nach oben zum Astwerk. Dann zog er das Messer aus der kleinen Scheide um seinen Schenkel.

Vater hatte ihm alles über den Bau von Jagdfallen beigebracht. Doch vor allem hatte er ihm eingepflanzt, sie niemals zu benutzen außer unter Beobachtung oder im Notfall. Denn die Tiere

verendeten qualvoll darin oder baumelten einen ganzen Tag lang kopfüber im Baum. Abgesehen davon fing man selten die erwünschte Beute. Bislang hatte Joseph noch nie eine Falle nutzen müssen. Dieses Mal jedoch erachtete er es als Notfall.

Für seine Schlingfalle musste er zuerst einige Stöcke zurechtschnitzen. Anschließend kletterte er auf die alte Eiche und zog sich bis zur Spitze des Astes vor, wo er die Schlinge befestigte. Das andere Seilende formte er zu einer Schlinge und legte sie um die Falle. Anschließend bedeckte er die Schlinge mit dem Schneematsch. Mit vor Kälte prickelnden Fingerspitzen blickte er auf sein Werk. Er konnte nur hoffen, dass der Wolf mit einem der Hinterläufe hineintrat, so dass er kopfüber zum Hängen kam. Sollte sich die Vorderpfote verfangen, hatte er die Möglichkeit, den Strick durchzubeißen.

In zeitaufwendiger Kleinarbeit errichtete Joseph eine weitere Schlingfalle rings um den Baum. Sollte eine Falle vorzeitig losgehen und den Wolf verschrecken, bestand noch die Möglichkeit, dass er dadurch in eine der anderen Schlingen geriet.

Immer wieder blickte Joseph bei der Arbeit über die Schulter. Doch ganz gleich, wie oft er seine Umgebung prüfte, er wurde das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Nicht nur von außen beäugt. Sondern ebenso von innen.

Dort war etwas in ihm. Etwas Lauerndes. Etwas, was in der Dunkelheit mehr und mehr an Stärke gewann. Etwas, was nur auf seine Zeit wartete.

Mit einem Ruck wandte er sich ab. Er musste sich beeilen. Die nächste Falle, in die er die größten Hoffnungen steckte, brauchte viel Kraft und vor allem Zeit. Wie ein Krieger seinen Speer nahm er die Schaufel vom Rücken und rammte das Eisen in Schnee und Laub. Er stieß mit dem Fuß das Blatt tiefer, bis er die Zähne zusammenbiss, weil die Erde so knirschte. Dies würde die erste gefüllte Schaufel von Hunderten werden.

Nachdem er die dicke, feuchte Laubschicht abgetragen hatte und nur noch in Erde grub, verfiel er in einen tranceähnlichen

Rhythmus. Das Blatt in die Erde stoßen, anheben, über die Schulter werfen, von vorne. Sein Atem und Herzschlag passten sich auf seine Bewegungen an. Je tiefer er kam, umso mehr verdunkelte sich die Welt um ihn herum. Abgebrochene Wurzeln streiften ihn wie verkrüppelte Finger. Einzig die herab rinnenden Schweißtropfen von seinem Gesicht maßen die Zeit.

Kurz hielt er inne, als ihn das Gefühl überkam, er habe etwas vergessen. Er schüttelte den Gedanken ab und machte weiter. Er hatte keine Zeit zum Grübeln, wollte er in der Stadt sein, bevor die Tore schlossen. Abgesehen davon – was sollte er schon vergessen haben?

Du kannst mich nicht sehen. Du kannst mich nicht hören. Und du kannst mich nicht riechen.

Mit Letzterem rechnete der Jäger nicht, das hatte er an dessen witterndem Atem gehört.

Zoll für Zoll näherte sich Sirius der Grube, die für ihn geschaufelt wurde. Nach wie vor war es ungewohnt, sich in der dicken Lehmschicht zu bewegen, die jedes Haar seines Fells überdeckte. Kyros hatte ihm beigebracht, wo es die richtige Erde für den geruchsundurchlässigen Panzer zu finden gab. Ebenso, welche scharf riechenden Kräuter er zerstoßen und in den Lehm geben sollte, um den Eigengeruch zu übertünchen. Anschließend war es wichtig, dass er den Lehm beim Gehen trocknen ließ. Nur deswegen konnte er sich nun geschmeidig und vor allem lautlos bewegen.

An den Pfotenballen befanden sich bei Wölfen die stärksten Duftdrüsen. Aus diesem Grund hinterließen sie eine Fahrtenspur, die für Urwölfe und Werwölfe noch bis zu einem Monat aufspürbar war. Dort, wo Sirius sie am dringendsten brauchte, konnte er den Lehm nicht einsetzen. Denn die Nässe weichte ihn auf und ließ sie mit jedem Schritt ablösen.

Dafür wusste Kyros eine Lösung: Schilfblätter. Sie als Einziges erwiesen sich als widerstandsfähig und gleichzeitig biegsam genug. Es handelte sich um eine mühsame und aufwendige Prozedur, ein Blatt nach dem anderen um die Pfote zu wickeln und sie mit einer frischen Lehmschicht festzukleben. Vor allem für die Hinterbeine hatte er das Kreuz so verrenken und auch noch in dieser Position ausharren müssen, bis der Lehm trocknete, dass er glaubte, seine Wirbelsäule würde jeden Moment in ihre Einzelteile zerfallen.

Oftmals stieg Kyros' sandfarbenes Wolfsgesicht vor Sirius auf mit der schwarzen, spitz zusammenlaufenden Fellmarkierung zwischen den Jadeaugen. Ihm war, als würde sein Wispern ihn immer noch umringen. Wie ein unsichtbarer Schwarm flatterten seine Worte um ihn herum, klangen mal nah, mal fern. Und manchmal durchdrangen sie ihn durch und durch.

Sirius hatte angenommen, dass der ehemalige Hohepriester nur etwas von seinem zweitausend Jahre alten Wissen mit ihm geteilt hatte. Doch je öfter er wachrief, mit was für einer Präzision Kyros ihn unterrichtet hatte, umso stärker wurde seine Vermutung, dass Kyros selbst die Geisterwölfe ins Leben gerufen hatte, damit sie ihm dienten.

Der Jägersmann in der Grube glitt in Sirius' Sichtfeld. Dessen Lederkapuze, an dem der Schnee hinabrutschte, ihm zu Gute kam, da sie seine Blickweite einschränkte. Mit Absicht hielt Sirius den Blick von ihm abgewandt, nahm den Waldhüter nur als verschwommene Gestalt am Rande wahr, damit er sein Starren nicht spürte. Er konnte nicht glauben, dass es ihm wahrlich gelungen war, sich unbemerkt so nah anzuschleichen. Sein erster Erfolg als Geisterwolf. Anstatt sich zu freuen, musste er an sich halten, nicht abfällig zu schnauben.

Er war immer der Lauteste im Familienrudel gewesen und zugegeben auch der Tollpatschigste. Nashira konnte wie ein Phantom durch den Wald schleichen, und Lukida besaß eine beneidenswerte Gewandtheit. Er war es gewohnt gewesen, durch Angeberei und viel

Lärm Aufmerksamkeit zu erregen. Ausgerechnet er wanderte jetzt als Geisterwolf umher.

Mit Bitterkeit erinnerte er sich daran, wie er seine Schwester Lukida früher mit Schauergeschichten von ihnen zum Gruseln gebracht hatte. Und nun verbarg er sich als Geisterwolf vor ihr. Nicht vor Lukida, seiner Schwester. Sondern vor Lukida, der Richterin, die sein Todesurteil aussprechen würde.

Sirius' umwickelte Pfoten erreichten den Rand der Grube. Er durfte nicht einmal zu tief Luft schöpfen, sonst würden sich Risse durch die Lehmschicht um seine Brust verzweigen. Sein Herz pochte so hart und schwer, dass ihm war, als würde es bereits den Panzer zerbröckeln lassen.

Mochte er auch aussehen, riechen und sich bewegen wie ein Geisterwolf, er fühlte sich wie in der Verkleidung einer Rolle eingezwängt, die er niemals erfüllen konnte. Denn die entscheidende Fähigkeit fehlte ihm für die vollständige Verwandlung: die Tarnung seiner Gedanken.

In seinem Kopf durfte sich nur die Umgebung widerspiegeln, sonst würden die Bilder und Töne seiner Vorstellung ihn augenblicklich an einen Urwolf oder eine Halbmondbestie verraten. Nur eine flackernde Erinnerung, nur ein wisperndes Wort der Vergangenheit – und er war enttarnt.

Jeder Gedanke an seine Bluttaten sowohl an seiner Familie wie auch an unschuldigem Leben ließen etwas mehr in ihm brechen. Wie Glas, das in immer feinere Splitter zersprang. Mit jedem Bruch wurden die Scherben schärfer. Bohrten sich tiefer in ihn hinein. Wie sollte er mit seiner endlos brechenden Seele je einen stillen Verstand bekommen? Es war genauso hoffnungslos, wie einen aufgeschreckten Wespenschwarm zur Ruhe zu zwingen. Selbst wenn er einen Gedanken niederringen konnte, stoben Dutzend neue in ihm auf.

Ein Erdbrocken rollte vom stetig anwachsenden Haufen neben ihm herab und stieß gegen seine Pfote.

Er unterschätzt seine Kraft, erkannte Sirius.

In seinem Eifer bemerkte der Waldhüter nicht, wie tief er bereits gegraben hatte. Vor allem entging ihm, dass er die Erde von der Schaufel so hoch in die Luft warf, dass sie über den Rand der Grube hinaus landete.

Sirius drehte den Kopf über die Schulter. Der Jäger war vorausschauend genug gewesen, um seinen Strick um einen Baum zu binden, damit er sich später daran hochziehen konnte. Jedoch hatte er in seiner Eile vergessen, das Seil auch in die Grube hinab zu lassen. Eingerollt wie eine schlafende Schlange lag es neben dem Stamm außerhalb der Reichweite des Jägers.

Vielleicht war es gut so. Vielleicht war es das Beste, der Waldhüter blieb heute Nacht in der Grube. Denn trotz seines gütigen Wesens konnte niemand abschätzen, was geschehen mochte, sobald der Vollmond heute den Zenit erreichte. Wenn zum ersten Mal die Bestie aus Fleisch und Blut brach. Und das in einer Stadt voller Menschen.

Doch die Liebe zu seiner Frau war stark. In einem fort hatte er ihren Namen gewispert, als er sich nach dem Biss humpelnd durch den Wald gekämpft hatte. Werwölfe waren verwirrt bei ihrer ersten Verwandlung, verstanden noch nicht recht, was mit ihnen geschehen war. Was, wenn er in seinem Drang, zu seiner Frau zurückzukehren, versuchte, die Stadtmauern zu erklimmen?

Dann durchbohren ihn die Pfeile der Nachtwächter, bevor er auch nur die Zinnen erreicht.

Lautlos trat Sirius zurück und nahm das Seilende ins Maul.

Wessen Blut auch immer heute vergossen werden wird, ich habe es zu verantworten.

Mit angehaltenem Atem streckte er den Kopf so tief wie möglich in die Grube und ließ das Seilende hinab. Eine falsche Bewegung, ein Riss in seinem Lehmpanzer, ein einziges Mal zu fest aus- oder einatmen und der Jäger würde ihn hören. Zwar hatte Sirius körperlich nichts von ihm zu befürchten – er war schnell genug, um vor seinen Bolzen zu fliehen. Doch er wollte ihn nicht wissen lassen, dass

er sich in einen Geisterwolf verwandeln konnte. Der Waldhüter musste glauben, er sei fort. Sonst musste Sirius sich darauf gefasst machen, jeden Vollmond von einem Werwolf gejagt zu werden. Oder schlimmer noch: Der Waldhüter würde seine Frau bewachen.

Schleichend trat Sirius drei Schritte zurück, dann wandte er sich um. Mit dem Schweifende wischte er, wie Kyros es ihm gelehrt hatte, seine Abdrücke im Schneematsch fort.

Kyros, knurrte er in Gedanken.

Er musste an sich halten, nicht die Zähne zu fletschen, sonst würden seine Wutfalten die Lehmschicht brechen lassen. Während er sich hier durch den Schneematsch einen Weg bahnte, liefen Kyros' Pfoten durch Wüstensand.

Nashira ... Endlos hallte sein Seufzen in ihm nach, als würde sein Wispern versuchen, sich nach ihr auszustrecken.

Als seine Schwester noch in ihrem Rudel gewesen war, hatte er ihr kaum Beachtung geschenkt. Und jetzt, wo er ihr so fern war, konnte er nicht aufhören, an sie zu denken. Früher hatte er vor allem ihr Anderssein bemerkt und fühlte sich davon abgeschreckt. Nachdem ihr als erstem Urwolf die Verwandlung in einen Menschen gelungen war und er nicht einmal ihr jetziges Antlitz kannte, musste ihre Kluft noch tiefer sein. Doch er fühlte sich ihr näher als je zuvor. Denn nun verstand er, was es bedeutete, eine unerfüllbare Sehnsucht in sich zu tragen. Und er begann auch, ihre Faszination für die Menschen zu verstehen und sie mit ihr zu teilen.

Sirius legte seine Kiefer um ein Stück Totholz. Die Schneekristalle drückten sich mit eisigen Spitzen gegen seinen Gaumen. Einer der ältesten und gefährlichsten Urwölfe war auf dem Weg zu Nashira.

Wäre ich nicht fortgelaufen, wären meine Eltern bei ihr. Nun stand sie schutzlos der größten Bedrohung ihres Lebens gegenüber.

Vorsichtig hob Sirius den Kopf mit dem Totholz. Ächzend löste es sich vom Moosgeflecht und den Schlingpflanzen, die es

überwuchert hatten. Inzwischen hatte er sich weit genug vom Waldhüter entfernt und musste sich nicht mehr lautlos bewegen.

Oftmals erhitzen sich Sirius' Muskeln, und er rannte stundenlang auf und ab, gleich einem Tier in einem Käfig mit glühendem Eisenboden. Mehrmals hatte er einfach loslaufen wollen, um Kyros zur Strecke zu bringen. Doch wie weit würde er als Abtrünniger kommen? Jeder Urwolf, der ihm begegnete, konnte ihn festsetzen, oder die Lykia selbst ihn aufspüren. Außerdem hatte Kyros mehrere hundert Jahre in der Sahara im Exil verbracht. Er kannte alle Tücken, wie auch alle versteckten Quellen des ewigen Sandes und würde sie gegen ihn ausspielen.

Sirius warf das Totholz mit einer Kopfdrehung von sich. Die Schlingfalle schnappte zu, die Schlaufe zog sich um den Ast fest und riss das Holz in die Höhe. Sirius schloss die Augen, während feuchtes Laub auf ihn herab segelte.

Als Einziges konnte Sirius auf Kyros' Vorsicht hoffen. Er lebte seit über zweitausend Jahren. Hatte nie jemanden gebissen. Hatte nie einen Menschen getötet. Doch was, wenn er andere wieder die Drecksarbeit tun ließ? Wie bei Großvater. Wie bei dem Müller, deren Tochter Sirius im Versuch, sie zu verwandeln, getötet hatte. *Wie bei mir.*

Sirius ließ auch die anderen Schlingfallen losgehen, damit sich keine Tiere darin verfangen. Er starrte zu den baumelnden Ästen, die knarzend über ihm hin und her schwangen.

Kyros kommt zurück. Er kommt, um mich aufzusuchen. Um sie zu sehen. Und dann reiße ich ihn in Fetzen.

Selbst, wenn Kyros Nashira nichts antat und er sie nur bewachte wie einst Mutter und Urgroßvater – welche Ängste mochte sie ausstehen? Wie verlassen fühlte sie sich? Wie allein?

Mit einem Kloß in der Kehle machte er kehrt. Auch er beabsichtigte, wie der Jägersmann zu graben. Doch keine Grube. Keine Falle. Ein Geheimnis. Seine Arbeit dauerte allerdings nicht einige Stunden.

Er schloss die Lider über seinen tränenvollen Augen und ließ sich allein von seinem Geruchssinn führen. Nicht, weil es zu Kyros' Ausbildung gehört hatte. Sondern weil ihm war, als würden seine Eltern rechts und links neben ihm gehen. Wie oft hatte er geschraubt und mit den Augen gerollt, als Vater und Mutter ihn so in die Zange genommen hatten, um ihn wieder mal zu belehren? Nun würde er alles dafür geben, um sie noch einmal neben sich zu haben. Er presste die Augen zusammen und krümmte den Hals.

Ich werde euch nie wiedersehen. Ich bitte euch nicht um Vergebung. Ich verdiene kein Erbarmen.

Doch er wollte sie wissen lassen, dass er sie über alles liebte. Dass er sie mehr als jeden anderen verehrte. Dass er immer wie sie hatte sein wollen. Jedoch war er bei dem Versuch, mit ihnen zu wetteifern, abgestürzt. Aus einer bodenlosen Finsternis gab es keinen Weg hinaus. Nicht einmal ein Aufprall. Nur endlose Tiefe. Grenzenloses Leid.

Als er die Augen wieder öffnete, stand er am Rand einer Uferböschung. Vor ihm strömte der Rhein dunkel wie geschmolzenes Blei an ihm vorbei. Die ganze Nacht hatte er für die Lehmschicht gebraucht. Den ganzen Morgen bis zum späten Mittag hatte er regungslos ausgeharrt. Er stieß den Atem aus und ließ sich in den Fluss fallen.

Die Oberfläche krachte gleich einer zerspringenden Scheibe, dann hüllte ihn kalte Stille ein. Er ließ sich von der Strömung mitreißen, schwebte zwischen Licht und Dunkelheit. Lediglich hob er die Pfote und beobachtete im trüben Schein, wie sich der Lehm gleich einem braunen Nebel davon löste und die einzelnen Schilfblätter abglitten. Sein weißes Fell leuchtete auf, als seine Pfote zum Vorschein kam. Ebenso weiß wie die seiner Schwester.

Lukida ... Die Gedanken an sie kappte er sogleich wieder ab. Zu tief schnitt der Schmerz. Ließ ihn mit klaffenden Wunden zurück, die sich nicht schließen wollten.

Doch er sah sie in seinen Träumen. Hörte immer wieder ihren Schrei im Gewittersturm der afrikanischen Steppe.

> *SIRIUS!* <

Ihren letzten Ruf nach ihm, während er zwischen den Regenschleiern fortlief. Sie verließ. Und jedes Mal aufs Neue hörte er ihre Fassungslosigkeit in ihrer Stimme. Den Schmerz, dass er alles verriet, was sie beide ihr Leben lang ausgemacht hatte.

Sirius schloss die Augen, während die Strömung sein Gesicht freilegte und die Erde gleich einem Nebelgeist, der sich um ihn gewickelt hatte, verjagte.

Ich sah nur den Tod. Vaters. Meinen. Ich erkannte keinen anderen Ausweg als die Flucht in dieses blutige Schicksal. Wusste noch nicht, dass es Schlimmeres gibt als den Tod. Und nun habe ich mich so in den Schicksalsfäden verstrickt, die ich nach meiner Wunschvorstellung zu verbinden versuchte, dass sie mich endlos drosseln.

Kyros hatte gesagt, dass sich Lukida mit ihren Eltern vor der Lykia versteckt hielt, um Sirius Zeit zu schenken. Sie verbarg sich vor ihrer Liebe, vor ihrer Verantwortung als Alphawölfin – und das alles für ihren Bruder, der sie verlassen hatte. Der nur an sich gedacht hatte. Er verdiente ihr Opfer nicht. Verdiente nicht einen Tag der Zeit, den sie aus ihrem Leben für ihn aufgab. Doch er wollte alles tun, um ihrem Opfer gerecht zu werden.

Er brach mit dem Kopf durch die Oberfläche. Augenblicklich umschlang ihn wieder das Dröhnen der Wassermassen. Er schlug die Krallen in das Ufer und zog sich die Böschung hoch. Verborgen zwischen Gestrüpp, führte sein Weg gleich wieder hinab. Dieses Mal nicht in die Tiefe des Wassers, sondern ins Erdreich. In den Weg, den er sich mit eigenen Pfoten und Krallen gegraben hatte. Nur indem er seinen Tunnel unmittelbar am Rheinufer anlegte, konnte er hinein und hinaus, ohne eine Fährte zu hinterlassen. Auch dieses Wissen verdankte er Kyros.

Sirius schritt immer weiter in die Dunkelheit. Wurzeln streiften sein Fell. Vereinzelt fiel ein Wassertropfen auf ihn herab und malte

eine kalte Spur über sein Fell. Am Anfang hatten ihm die Erdmassen zu allen Seiten und die undurchdringliche Finsternis das Gefühl gegeben, erdrückt zu werden. Oftmals war er hinausgerannt im Glauben, zu ersticken. Inzwischen sehnte er sich nach der Stille. Nach der Leere. Es war nicht das Schweigen selbst, wonach es ihn verlangte, sondern die Vorstellung, was darin anwuchs.

Seine Nase verrät ihm, dass er am Ende angekommen war. Er setzte die Vorderpfoten gegen die Erdwand und schabte mit den Krallen die oberste Schicht ab. Die abgetragene Erde beförderte er mit den Hinterbeinen weiter zurück, sodass er Raum hatte, sich zu bewegen.

Noch streckte er sich nur nach einer Hoffnung aus. Doch er meinte, ihn schon zu hören von ganz weit aus der Zukunft: den neuen Puls des Mondes.

*Ich grabe mich durch die Finsternis.
Folge dem Pulsschlag der Stadt.
Doch enden wird mein Weg bei deinem Herzen.
Ich bin die weiße Bestie der Nacht.*



Kapitel 6

Eis und Nacht

Nashira presste vor Schmerz die Augen zusammen und umklammerte ihren prallen Bauch. Unter ihren verschwitzten Fingerspitzen verschmierte die erdrote Okracreme und ließ den würzigen Harzgeruch des Omuzumbastrauches in ihre Nase steigen. Wie ein unsichtbarer Schwarm brandete das Knistern des Ahnenfeuers und das Zirpen der Grillen über sie hinweg.

Sowohl die Tradition als auch ihre Angst befahlen ihr, in die Nacht hinauszugehen und ihrem Schicksal ins Gesicht zu sehen, wie auch immer sein Antlitz aussehen mochte. Doch sie fand weder die Kraft noch den Mut dazu. Mit jedem Atemzug schnürte sich ihre Brust mehr zu.

Unversehens stieg ein Geruch in ihre Nase, der nicht in die rotgoldene Hitze dieses Landes gehörte. Sie hatte erwartet, ihn nur noch in ihrer sehnsuchtsvollen Erinnerung wahrnehmen zu können. Während sie die Luft anhielt, glitt ein weiches Wolfsfell über ihre Wange, dann hob eine Schnauze ihr Kinn an.

Nashira öffnete die Lider. Ein weißes Wolfsgesicht aus wogenden Rauchfäden ragte vor ihr auf, die Augen aus dem gebündelten Blau des Sternenlichts.

»*Mutter*«, stieß sie erschrocken aus.

Dass Nashira sie im Ahnenfeuer sah, musste bedeuten, dass sie tot war. Doch als sie genauer hinblickte, erkannte sie, dass es das Wolfsgesicht von jemand anderem aus ihrer Blutlinie war.

»*Christan. Urgroßvater.*«

Er zog sich zurück und zerstob zwischen den emporfliegenden Funken. Der aufsteigende Vollmond fächerte seine Strahlen durch die Rauchbänder zu Nashira. Sie fühlte, wie sein Schein in ihre Augen drang und sich durch ihre Adern verzweigte. Er verlieh ihr die Kraft, die ihrem Herzen fehlte, und half ihr, sich aufzurichten.

Die anderen Frauen und Männer ihres Stammes, die sich um das Feuer versammelt hatten, blickten zu ihr auf. In ihren großen braunen Augen spiegelte sich das Flackern der Flammen. Alle Himbas trugen ihre Kinder allein in der Wildnis aus. Daran war nichts Ungewöhnliches. Doch Nashira war ungewöhnlich. Sie war die erste geborene Urwölfin, die sich in eine Frau verwandelt hatte. Die Erste ihrer Art, die Kinder zur Welt brachte. Niemand wusste, wie sie sein würden.

Sie blickte vom flimmernden Lichtkreis, der die Mitte des Dorfes umgab, zur Dunkelheit, aus der sich die Bäume und Sträucher zu den Sternen streckten. Langsam, als würde sie mit jedem Schritt den Sandstaub unter ihren Fußsohlen ehren, trat sie auf die Finsternis zu.

Jemand ergriff ihre Hand und hielt sie auf. Sie sah über die Schulter und erblickte Tjhoari, den Anführer ihres Stammes, den Mann, in den sie sich bereits als Urwölfin verliebt hatte, den Vater ihrer ungeborenen Kinder, die Liebe ihres Lebens. Sie merkte seine Sorge an der Anspannung seiner Kiefermuskeln, die deutlich im eckigen Gesicht hervorstachen.

Tag für Tag, Nacht für Nacht war er ihr zur Seite gestanden. Hatte für sie die süßesten Früchte gesucht, ihren schmerzenden Rücken eingerieben, bei den Ahnen für sie gebetet, sie mit seiner Umarmung aus ihren Alpträumen gezogen. Doch dieses Mal konnte er ihr nicht beistehen. Diesen Weg musste sie allein gehen.

Er verstärkte den Druck seiner Hand, dann ließ er ihre Finger aus seinen gleiten. Viele Schwangere gingen in die Wildnis und kehrten nicht mehr zurück. Für Nashira war es ihre erste Geburt und dazu die von Zwillingen.

Sie öffnete den Mund, um ihm zu sagen, dass sie es schaffen würde. Dass sie mit ihren zwei Kindern in den Armen zurückkehren würde. Doch die nächste Wehe schnürte ihr die Luft ab. Taumelnd vor Schmerz drehte sie sich von ihm weg und hastete weiter. Die

Wehen nahmen mit jedem Mal an Kraft zu. Sie wusste nicht, wie lange sie sich noch auf den Beinen halten konnte.

Ihre Füße verschwanden im hohen Savannengras, das ihr bis zu den Knien reichte. Ihre mit Okracreme ummantelten Zöpfe fielen ihr über die Hüfte, pendelten mit jedem ihrer Schritte hin und her. Sie folgte keinem Pfad am Boden, lief einzig dem aufsteigenden Vollmond entgegen. Rauchfäden des Ahnenfeuers begleiteten sie durch die Nacht und schwebten neben ihr her.

Ich bin nicht allein, sagte sie sich, durchdrungen von ihrem trommelnden Herzschlag. *Meine Ahnen sind bei mir. Und der Mond ist bei mir.*

Die nächste Wehe zwang sie in die Knie. Ihre Hände glitten ins Savannengras, über das weißblaue Lichtwellen hinwegzogen. Für einen Moment sah sie ihre grauen Wolfspfoten vor sich. Sie hob den Kopf als Frau, doch in ihrem Geiste erlebte sie wieder, wie sie als Urwölfin die Schnauze hob.

Hier hatte sie Tjhoaris Duft zum ersten Mal eingeatmet. Hier hatte sie ihn zum ersten Mal gesehen. Und hier hatte sie sich von Mutter verabschiedet. Hier war sie die ersten Schritte als Frau gegangen. Hierhin kehrte sie zu jedem Sonnenuntergang zurück und blickte in die Weite in der Hoffnung, dass ihre Wolfsfamilie zu ihr zurückkehrte. Dass Vater, der sie noch nie als Frau gesehen hatte, ihr nur einen Blick schenkte. Dass Mutter und ihre Geschwister nur einmal für sie heulten.

Nashira ließ sich auf den Rücken sinken. Hier wollte sie neues Leben schenken. Hier wollte sie sterben, wenn es das Schicksal von ihr verlangte.

Die nächsten Stunden zogen wie ein Strom an ihr vorbei, in dem sie unaufhaltsam mitgerissen wurde. Die Sterne rasten über sie hinweg, verschwammen vor ihren Augen zu Schlieren. Ihr Herzschlag glich dem Beben einer Rassel ihres Stammes. Ihre Hände und Füße zogen Bahnen ins Gras, als wollten sie ein Muster in die Savanne zeichnen. Sie krümmte sich vor Schmerz, schrie nach Mutter und

Vater. Der Rauch des Ahnenfeuers schwebte gleich fließende Seidenbänder über sie hinweg, trug das Wispern und den Gesang von Stimmen, die sie nie gehört hatte. Nur der Vollmond blieb von diesem reißenden, wilden Strom aus Sternen, Wind und Stimmen unberührt und zog seine Bahn über den Nachthimmel.

Während sie all ihren Schmerz zu ihm hinauf schrie, hörte sie ihren inneren Wolf heulen. Das Gesicht von Schweiß überströmt, ließ sie sich ins Gras sinken. Besiegt schloss sie die Augen.

Ich kann nicht mehr. Ich kann einfach nicht mehr.

Da ertönte ein krächzender Schrei zwischen ihren Beinen. Sie riss die Lider auf. Obwohl sie vollkommen außer Atem war, stockte ihr der Atem. Unter Aufbringung ihrer letzten Kräfte legte sie die Hände auf den Boden und setzte sich auf.

Dort lag ein kleines Bündel Mensch im geplätteten Gras und streckte zum ersten Mal seine winzigen Hände in die Welt.

»Ich habe einen Sohn. *Einen Sohn.*«

Tränen rannen Nashira über das Gesicht, als sie die Hände um ihr Kind legte, das gerade mal die Länge ihres Unterarms maß. Ihren Sohn dicht an sich gedrückt, legte sie sich zurück ins Gras.

»Na, mein kleiner Mann?«

Zu ihrem Erstaunen öffnete er seine geschwollenen Lider einen Spaltbreit und sah sie an. Überwältigt stieß sie die Luft aus.

»Du hast dieselben Augen wie dein Vater.«

Sie waren vom gleichen Ebenholzbraun. Selbst unter der weißlichen Schmiere, die alle Neugeborenen überzog, konnte sie erkennen, dass auch seine Haut dunkel war. Zu ihrer Überraschung streckte er seine Händchen zu ihrem Gesicht aus, strich ihr, wenn auch noch unbeholfen, über Wange und Mund. Das Herz glühend vor Rührung, legte sie ihre Hand auf seine und drückte ihn fest an sich.

Sie wollte für Stunden nur im Schwelgen versinken, doch die nächste Wehe erinnerte sie gewaltsam daran, dass sie noch einem Kind auf seinem Weg ins Leben helfen musste. Sie hatte gehofft,

dass die zweite Geburt leichter sein würde. Doch dieses Kind fand schwieriger auf die Welt und peinigte sie so lange, bis der Mond im Westen zu den Akazienbäumen zu sinken begann.

Als sie es beide endlich geschafft hatten, konnte Nashira nicht einmal mehr den Kopf heben. Sie wartete auf den ersten Schrei ihres Kindes. Doch es blieb still. Nur das Zirpen der Grillen und das Flüstern des Savannengrases umringte sie.

Vielleicht brauchte ihr zweites Kleines Hilfe. Vielleicht hatte sich die Nabelschnur um ihren Hals gewickelt oder etwas von der Fruchtblase verschloss ihm Mund und Nase. Wieder und wieder versuchte Nashira, sich aufzurichten. Sie legte sogar ihren Sohn neben sich ab, obwohl er knarzend beide Hände nach ihr ausstreckte. Doch jedes Mal rutschten ihr die Arme weg, auf denen sie versuchte, sich abzustützen.

Keuchend legte sie ihren Kopf zurück ins Gras. Sie musste nur kurz zu Atem kommen. Dann würde sie die Kraft schon finden. Sie brauchte nur einen Moment.

Doch es verging mehr als nur ein Moment, und ihre Erschöpfung nahm zu, anstatt abzunehmen. Ein Zittern breitete sich von ihren Händen und Füßen über ihren ganzen Körper aus. Die Wärme floss aus ihrem Gesicht, ließ sie trotz der Hitze der Nacht in einer kalten Hülle zurück.

Nashira legte ihre bebenden Finger um ihren Jungen, der den Mund gegen ihre Haut drückte. Wie heiß er sich im Vergleich zu ihr anfühlte. Mit flehendem Blick sah sie zum Vollmond, der seine Strahlen durch die Baumkronen streute. Dann fühlte sie es. Die warme Lache, die sich zu ihren Oberschenkeln streckte und sich immer weiter ausbreitete.

Nashira presste ihre bebenden Lippen zusammen, während Tränen in ihre Augen traten. Ihr zweites Kind, von dem sie nicht einmal wusste, ob es lebte, wurde als Einziges von ihrem Blut umhüllt. Sie blickte auf ihren Sohn, der hungrig an seinen Fingern lutschte.

Es gibt viele stillende Mütter im Dorf, dachte sie mit einem Kloß in der Kehle. Sie würden ihn großziehen und ihn lieben wie ein eigenes Kind. Er würde sich nicht daran erinnern, wie er im Arm seiner sterbenden Mutter lag, die immer kälter wurde und seine Berührungen irgendwann nicht mehr erwiderte.

Schluchzen zwängte sich ihre Kehle hinauf. Mit leidverzerrtem Gesicht presste sie die Augen zusammen. Sie wollte weder ihre Kinder noch ihr Leben abgeben. Sie wollte mit ihren Kleinen im Arm in die Mitte ihres Stammes zurückkehren und sie taufen im Rauchbad des Ahnenfeuers.

Ein Rascheln im Savannengras ließ sie den Kopf drehen. Für gewöhnlich wagten sich keine wilden Tiere so nah an das Dorf heran. Doch die Menge an Blut, die sie verlor, ließ Raubtiere mit nur einem Atemzug wissen, dass es hier leichte Beute zu finden gab. Mit angehaltenem Atem horchte Nashira. Es gab keinen Zweifel. Pfoten näherten sich ihr. Diesen Ton konnte sie als ehemalige Wölfin nicht verwechseln.

Vor ihrem Geiste blitzte das Bild auf, wie Löwen ihr das Kind aus dem Arm rissen. Wie es nach ihr schrie. Sie presste die Lippen auf den Scheitel ihres Sohnes. Flehte zu ihren Ahnen.

Sie schlug die Augen auf, als die Pfote in den Kreis des geplätteten Savannengrases gleich neben ihrem Kopf trat. Langsam drehte sie das Gesicht zur Seite.

Nicht die Pfote eines Löwen, sondern die eines Wolfs stand neben ihr. Sie blickte an den Beinen und der Brust empor zu dem Wolfsgesicht, das sich zu ihr herabsenkte. Sie hatte nach Mutter und Vater, sogar zu ihrem Bruder Sirius und ihrer Schwester Lukida geschrien. Doch vor ihr mit dem sandfarbenen Pelz und dem schwarzen Fellstreifen, die sich über Brust, Nacken bis zur Stirnmitte zogen, stand Kyros. Ehemaliger Hohepriester Mesopotamiens, Folterer und Mörder unzähliger Männer, Frauen und Kinder, der größte Verführer unter den Urwölfen und somit der Gefährlichste.

Er beschützte ihren Urgroßvater Christan und ihre Mutter Luna als Kind, damit sich ihnen keine anderen Urwölfe näherten, die ihr Wolfsblut wittern würden. Auch wenn manche seiner Taten nobel wirkten, war sich Nashira sicher, dass er stets einen eigennützigen Plan verfolgt hatte. So wie auch jetzt.

Bevor sie gewusst hatte, wer er war, zeigte er sich ihr im Geheimen und verführte sie dazu, das Gesetz der Lykia zu brechen und sich als Urwölfin einem Menschenkind zu nähern. Kyros' Worte der Vergangenheit, die er ihr in den Traum gehaucht hatte, erfassten sie wie eine eisige Flammenwelle.

›Ich verstehe viel von Blut und Tod und wenig von Liebe. Doch ich beginne, zu verstehen. Zeig mir den Weg, Nashira. Zeig mir, was für eine Macht dein Herz hat.‹

Er wollte nie mich, erkannte Nashira nun nach so langer Zeit. Er will meine Kinder.

Sie wollte kämpfen für ihre Kleinen, wovon sie das Zweite noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte. Doch sie schaffte es nur, ihre bebenden Lippen zu öffnen, ohne einen Ton hervorzubringen.

Kyros fletschte die Zähne, die im Vollmondschein aufleuchteten. Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Anstatt seine Zähne in ihr Fleisch zu graben, biss er sich selbst dicht über der Pfote ins Vorderbein. In der Nacht wirkte das Blut wie herausquellendes Pech. Sie schüttelte schwach den Kopf, wollte kein Teil von diesem Folterer und Mörder in sich haben. Doch er presste die Wunde gegen ihren Mund und verschloss ihr gleichzeitig mit seinem Bein die Nase. So hatte sie die Wahl zwischen Trinken und Ersticken.

Sein Blut rann wie flüssiges Metall über ihre Zunge den Rachen hinab. Wärme strömte von ihrer Körpermitte aus und durchtränkte ihre Adern. Sie spürte, wie sich die Wunde in ihrem Unterbauch schloss und ihr Blutstrom versiegte. Mit jedem Herzschlag gewann ihr Leib wieder an Kraft. Gierig klammerte sie sich in sein Fell, trank mehr und mehr von seinem Blut, seinem Leben, das sie eben noch verabscheut hatte.

Anstatt dass sich ihre Sicht klärte, breitete sich das Schwarz vor ihren Augen aus und hüllte sie wie ein Tuch ein. Sie spürte, wie Kyros' die Schnauze zart auf ihre Stirn drückte, dann versank sie ebenso wie der Rauch des Ahnenfeuers in der Nacht.

Nashira erwachte mit flackernden Lidern. Sie lag auf der Seite im Savannengras, das sie im Kampf mit den Wehen geplättet hatte. Der Vollmond sandte seine letzten Strahlen durch die sanft wiegenden Grashalme und bekleidete sie mit einem Kleid aus Licht- und Schattenstreifen.

Zu ihrer Überraschung lag sie auf der Seite, ihr neugeborener Sohn war beim Trinken an ihrer Brust eingeschlafen. Mit seinem kleinen Fäustchen gegen die Wange gedrückt wirkte er so friedlich, so geborgen. An Nashiras Rücken hingegen kletterte ein Schauer wie ein Raureif empor.

Kyros.

Er musste sie auf die Seite gedreht haben, damit sie ihren Sohn endlich stillen konnte. Doch was war mit ihrem zweiten Kind, von dem sie bislang kein Lebenszeichen vernommen hatte? Lag es immer noch in ihrem Blut?

Das Herz von schwarzer Angst umklammert, drehte sie den Kopf zur Seite und blickte an sich hinab. Ihr Atem versiegte in ihrer Kehle. Nein, ihr zweites Kind, ihre Tochter, wie sie nun sah, lag nicht in einer Blutlache. Viel schlimmer noch.

Kyros hatte seinen sandfarbenen Schweif um sie geschlungen und sie zu sich gezogen. Schwelgend blickte er auf sie hinab. Obwohl ihre Tochter eine dunkle Haut wie ihr Vater besaß, schimmerte sie im Mondschein, als verbarg sich darunter ein Schneeachat. Anders als bei ihrem Bruder strahlten ihre Augen eisblau wie bei Nashira; wie bei ihrer Großmutter, der ersten Urwölfin der Welt; wie bei Christan, dem Anfang ihrer Blutlinie.

Ebenso wie Kyros war ihre Tochter ganz in seine Betrachtung versunken. Sie streckte ihre winzige Hand zu ihm aus und strich

entlang seiner Schnauze. Kyros senkte sich tiefer hinab und drückte die Schnauze an ihre Wange. Beide schlossen sie die Augen und gaben sich ganz der Berührung hin.

Den grausamsten aller Urwölfe so zärtlich, so vertraut mit ihrer Tochter zu sehen, ließ Galle und Feuer in Nashira aufsteigen. Ein Wolfsknurren mischte sich in ihren Atem, das mit jedem Luftholen tiefer wurde. Noch nie hatte sie das Verlangen nach Gewalt verspürt. Doch dieses Mal wollte sie diesen Verführer des Todes in Stücke reißen.

Die Schnauze immer noch an der Halsbeuge ihrer Tochter, richtete Kyros die Augen mit den halb gesenkten Lidern auf sie. Ein siegessicheres Schmunzeln schlich sich in seine Mundwinkel, die ihr eine Flammenwelle unter die Haut sandte. Dieser Moment, dieser Blick, stanzte sich wie ein Brandmal in sie hinein.

Stimmen und heraneilende Schritte durchs Gras näherte sich ihnen. Nashiras Volk kam, um sie und die neuen Sprösslinge des Stammes willkommen zu heißen. Kyros zog sich zurück. Es quälte Nashira, zu sehen, wie ihre Tochter die Hände nach ihm ausstreckte und ihm mit flehentlichem Blick nachsah.

Auch nachdem die Grashalme wie Fächer die Sicht auf seine glühenden Jadeaugen versperrten, spürte sie immer noch seine Gegenwart. Sein Blut durchpulste ihre Adern, sein Wispern wogte in ihr und sein Duft nach Wüstensand haftete ihrer Tochter an.

Tjhoari erreichte sie von den Dorfbewohnern als Erstes und fiel neben ihr auf die Knie. Obwohl er ihr Gesicht umfasste und sie auf die Stirn küsste, hielt sie den Kopf abgewandt in Kyros' Richtung gedreht, den Blick auf die Stelle, wo seine Jadeaugen verglommen waren.

*Deine Augen sind Eis. Deine Haut ist Nacht.
Dich umgibt der Leib eines Menschen,
doch in dir wohnt eine Wölfin.
Du bist meine Halbmondprinzessin.*

*Die Sonnenherrschaft der Menschen wird untergehen.
Das Mondreich der Urwölfe aufsteigen.
Und du. Du wirst meine Königin,
Herrscherin der Nacht,
Gebieterin des Bluts.*



Kapitel 7

Erwachen

»Schließt nicht das Tor!«, brüllte Joseph, während er in vollem Galopp heranpreschte.

Melchors Hufe klapperten, als sie über die Steinbrücke rasten, dann schmatzten sie wieder im Schneeschlamm.

Das Kleid der Nacht hatte sich bereits auf die Stadtmauer gelegt, nur vereinzelte, lichte Schlieren am Wolkenhimmel leuchteten wie eingegossenes Gold in Blei. Trotz Josephs Ausrufs schlossen die Wächter weiter das Tor.

Joseph riss am Zügel. Melchors Hinterhufe zogen eine lange Spur durch den Matsch. Keuchend klemmte Joseph die Hand zwischen den Spalt des schließenden Tores, auch wenn er drohte, sich die Finger zu brechen. Vom Wächter ließ sich nur das trübe Auge mit dem hängenden Unterlid erkennen.

»Du kommst zu spät, Jägersmann.«

Joseph riss den Fasan von seinem Gürtel. »Dann müsst Ihr dem Erzbischof erklären, wieso er seinen bestellten Fasan nicht bekommt.«

Einen Moment lang bäugte der Wächter ihn von Kopf bis Fuß, dann gab er seinen Leuten einen Wink, und sie stemmten das Tor wieder auf.

Erleichtert trabte Joseph hindurch. *Geschafft.*

Obwohl nun keine Eile mehr geboten war, blieb Melchor rastlos. Joseph musste ihn mit Zügelgewalt zurückhalten, damit er nicht durch die Straßen fetzte. Trotz seines guten Zuredens schüttelte der Wallach mit dem Kopf und tänzelte auf der Stelle, wenn sie irgendwo nur langsam durch die Menge kamen. Ihr Glück war, dass sich die Stadtbewohner ohnehin in Häusern und Schenken zurückzogen. Die letzten getuschelten Gespräche wurden auf der Schwelle

geführt, die letzten Frischwaren für einen günstigen Preis verkauft, die letzten heimlichen Küsse in den Gassen ausgetauscht.

Ein Diener des Erzbischofs nahm den Fasan an, weil ihre Exzellenz bei dem Abendessen war. Joseph freute sich schon, dass er zumindest für diesen Tag den abschätzigen Bemerkungen davongekommen war, da beugte sich der Erzbischof mit överschmiertem Mund und Fingern aus einem Steinfenster des zweiten Stockwerks. Mit halbvollem Mund schrie er zu ihm herab.

»Den ganzen Tag für einen verfluchten Fasan! Was treibst du in diesem verfluchten Wald?«

»*Das wollt Ihr nicht wissen*«, brummte Joseph mit abgewandtem Gesicht.

Jäh wieherte Melchor schrill, stieg hoch und schlug mit den Vorderhufen aus. Gerade noch rechtzeitig klammerte Joseph sich am Sattel fest, damit er nicht rückwärts hinunterpurzelte.

Der Erzbischof schnaubte, dass ihm halb zerkaute Fleischfetzen aus dem Mund flogen.

»Nicht einmal deinen Gaul hast du im Griff!«

Sobald Melchor die Hufe wieder auf dem Boden hatte, stieg Joseph ab und packte mit zittrigen Händen die Zügel. Der Wallach wich sogleich vor ihm zurück und streckte den Hals, um so weit wie möglich Abstand zu ihm zu gewinnen.

Joseph betrachtete ihn mit traurigem Blick. Er hatte gehofft, dass Melchor seine Angst zu ihm überwunden hatte. Doch nun schien er verängstigter als je zuvor. Joseph musste den Wallach regelrecht in den Stall hinter sich herschleifen, was ihm das Kichern der Stallknechte einbrachte. Es kostete ihn all seine Beherrschung, um die Kerle nicht am Nacken zu packen und deren Gesichter in einen dampfenden Haufen Pferdeäpfel zu pressen.

Auf dem Heimweg zügelte er sich selbst, damit er nicht durch die Straßen rannte. Rasch bereute er, den schnelleren Weg durch das Kaufmannsviertel genommen zu haben. Denn von allen Seiten wehte ihm der Geruch von gebratenem, gesottenem und

geräuchertem Fleisch entgegen. Vor allem der Duft vom Wildbret des Bischofs hatte sich in seine Nase festgebissen. Erst als er in eine stillere Gasse einbog, bemerkte er, dass sich ein Knurren in seinen Atem gemischt hatte.

Wie gewohnt, klopfte er zwei Mal mit der Faust gegen die Haustür. Doch dieses Mal benutzte er ungewollt so viel Kraft, dass es wirkte, als wollte er die Tür einschlagen.

»Ich bin's!«, rief er aus.

Er hörte, wie der Riegel zurückgeschoben wurde, gleich darauf schwang die Tür auf und Petrisa warf sich ihm in die Arme.

»Joseph! Du hast es noch geschafft!«

Auch er drückte sie an sich. Obwohl er erleichtert sein sollte, blieb die Unruhe in ihm. Als wäre Melchors Rastlosigkeit wie ein Fieber auf ihn überggesprungen. Zum ersten Mal löste er die Umarmung und marschierte an ihr vorbei. Petrisa schloss die Tür sogleich hinter ihm, damit keine Ratte hineinschlüpfen konnte.

»Ich dachte schon, du würdest ...«

»Was gibt es zu essen?«, unterbrach er sie im Satz und setzte sich an den Tisch. Ihm war, als würde sein Magen beginnen, sich selbst zu verdauen, wenn er nicht augenblicklich etwas hineinbrachte.

Petrisa huschte an ihm vorbei, ausnahmsweise war ihm ihr hektisches Wesen willkommen. Er war schon kurz davor, die Nägel vor Ungeduld über den Tisch schaben zu lassen, da stellte sie ihm einen Teller mit schleimigen Körnern unter die Nase. Joseph biss die Zähne zusammen, um nicht zu fluchen. Was war das für eine Abscheulichkeit? Petrisa gehörte sicher nicht zu den besten Köchinnen, doch sie brachte ihm zumindest immer etwas *Essbares* auf den Tisch. Das hier aber roch, als hätte sie es wie die Schweine aus dem Abfall der Straßenrinnen gefischt.

»Graupensuppe mit Wurzelgemüse«, verkündete Petrisa fröhlich. »Ich weiß doch, wie gern du es magst.«

Joseph blinzelte, als würde er jetzt erst richtig wach werden. Er hatte das Gericht noch nicht einmal erkannt.

Petrissa legte ihm den Löffel hin. »Du brauchst jetzt Kraft, nach ...«

Sie kniff die Lippen zusammen und hastete aus seinem Sichtfeld.

Nach den Krallen, vervollständigte Joseph den Satz für sie in Gedanken. *Nach dem Wahnsinn*. Einem Wahnsinn, der scheinbar noch lange kein Ende gefunden hatte.

Bevor er noch Brechreiz bekam, schob Joseph die Schüssel von sich. »Es tut mir leid, brachte er mit angehaltener Luft hervor. *Ich kann nicht*.«

Petrissa trat um den Tisch, die Hände in einen Putzlappen gekrallt. Ausnahmsweise bewegte sie sich nicht hastig, sondern schlich mit äußerster Vorsicht um ihn herum.

»Joseph ... Ist alles in Ordnung mit dir?«

Er starrte sie an, suchte nach beruhigenden Worten. Doch was sollte sie ihm glauben, wenn er nicht einmal sein Keuchen in den Griff bekam?

»Du hast deine Waffen nicht abgelegt.«

Joseph blickte an sich hinab. Zum ersten Mal seit zwei Jahrzehnten hatte er seine eigene Regel gebrochen und es noch nicht einmal bemerkt.

»Oder deine Stiefel«, fügte Petrissa hinzu. Stirnrunzelnd blickte sie unter den Tisch. »Wo *sind* deine Stiefel?«

Das Bild durchzuckte ihn, wie sich die Krallen an seinen Füßen durch das Leder bohrten.

»Kaputt«, brummte er.

Seine Muskeln waren so angespannt, dass er kaum die Armbrust aus der Halterung an seinem Rücken lösen konnte. Er nahm die Scheide mit dem Saxmesser vom Gürtel, da fuhr ihm eine glühende Salve unter die Haut. Rasch löste er die Lederschnüre und streifte die Armschienen ab, die er für gewöhnlich nur zum Schlafen und

Waschen ablegte. Im vergeblichen Versuch, sich abzukühlen, schob er die Ärmel hoch. Was er dabei erblickte, ließ ihm den Atem stocken. Wie in Wogen hoben und senkten sich die Härchen auf seiner Haut.

Er sah von seinem Körper auf, über den er mehr und mehr die Herrschaft verlor, und blickte Petrisa in die sorgenvollen Augen. Mochte er auch durch die Tore geritten und über die Schwelle getreten sein, er war heute nicht heimgekommen.

Ich habe dir einen Fremden ins Haus gebracht. Einen Fremden, von dem er nicht wusste, was er für Absichten hatte.

Jede Nacht aufs Neue versprach Joseph sich, alles dafür zu tun, um Petrisa zu beschützen. Dieses Mal musste er sie vor sich selbst beschützen.

»Ich muss weg.«

Bevor sie ein Widerwort einlegen konnte, schob er sich vom Tisch weg und sprang auf. Die Scheide mit dem Saxmesser fiel klirrend zu Boden.

»Weg?«, fragte Petrisa, während er an ihr vorbeihuschte.

Die Angst in ihrer Stimme versetzte ihm einen Stich in die Brust.

»Wohin?«

Er konnte ihr nicht einmal antworten. Etwas anderes in ihm übernahm die Führung. Petrisa krallte sich in seine Schulter, während er die Tür aufzog.

»Wann kommst du wieder?«

Er riss sich aus ihrem Griff und taumelte in den Schneematsch hinaus. Seine Zähne und Nägel loderten auf, als versuchte jemand, sie mit roher Gewalt herauszuziehen.

Ich muss hier weg.

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, rannte er los.

»Joseph!« Petrisas Schrei hallte durch die Gasse ihm hinterher.

»Ich komm zurück!«, rief er über die Schulter. Doch er wusste nicht, ob er sein Versprechen auch würde halten können.

Wie ein schwarzer Strom zogen die Hauswände an ihm vorbei. Kein Mensch befand sich mehr auf der Straße. Doch er roch sie. Verschläng gierig den Duft ihres heißen Bluts. Von allen Seiten umringte ihn deren Herzpochen. Verstärkte sich mehr und mehr, bis es gleich Trommelschlägen die Luft zum Vibrieren brachte.

Die Hände gegen die Ohren gepresst, ging er im von Wagenrädern durchpflügten Schlamm in die Knie, übermannt vor Hunger und Schmerz. Das Herzschlagen nahm ab, doch dafür hörte er etwas Anderes. Etwas in ihm. Ein Knirschen wie von Knochen, die zu brechen drohten.

Quälend langsam hob Joseph den Kopf. Er fühlte ihn wieder. Den Blick des Wolfs. Er bohrte sich unmittelbar in seinen Rücken.

Er ist hier.

Halb gelähmt vor Angst drehte er sich um. Doch die Gasse war verlassen. Nur die Schatten der Häuser streckten sich nach ihm aus.

Schatten, hauchte er. Keine Schatten ohne Licht.

Er blickte an den Dächern hoch zum Himmel. Halb verdeckt vom Kölner Dom stieg der Vollmond empor. Wolkenschlieren zogen an ihm vorbei, hüllten ihn in einen schwarzen Nebel. Fassungslos beobachtete Joseph, wie er sich gleich einem schlagenden Herzen vergrößerte und wieder verkleinerte. *Von ihm* ging der Blick des Wolfes aus. Joseph fühlte es mit jeder Faser seines Leibs.

Doch der Wahn endete nicht hiermit. Er begann erst. Die Rauchschnaken aus den Abzügen der Dächer flossen zusammen und formten sich zu dem weißen Riesenwolf. Mit gestrecktem Hals blickte er zum Vollmond. Joseph hörte dessen Stimme, als hätte sie die Stelle seiner Gedanken übernommen.

Der Mond liebt ohne Gnade.

Der Rauchwolf drehte den Kopf und richtete seine goldenen Augen auf ihn.

Der Mond tötet ohne Gnade.

Stolpernd wich Joseph zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Hauswand stieß.

»Raus aus meinem Kopf!«

Er fuhr so hastig herum, dass er ausrutschte und sich wieder auf die Beine kämpfen musste.

»Raus aus meinem Blut!«

Er rannte los, raste wie eine Bö durch die Nacht. Doch er war nicht schnell genug, um der Bestie zu entkommen.

Der Wolfskopf mit einem in Rauch zerfließenden Körper tauchte seitlich von ihm auf und flog neben ihm her. Wie ein fremder Atem kroch dessen Stimme in ihn hinein.

Welches Herz erwacht in unserem Heulen? Welchen Traum tragen wir in die Nacht?

»Raus aus meiner Seele!«, rief Joseph rau.

Sein Ruf wandelte sich in ein Brüllen. Nicht in das eines Menschen – das eines Wolfs.

Im Lauf riss er eine Laterne aus der Halterung an der Wand eines Klosters. Er wechselte so abrupt die Richtung, dass das geschmolzene Wachs gegen die eingespannte Tierhaut klatschte und die Kerzenflamme bedrohlich flackerte. Obwohl das Fachwerk des Hauses vom Feuer schwarz verkohlt war und die meisten Balken herabgestürzt waren, hastete er die steinerne Treppe zum Keller hinab. Er musste in die Tiefe. Dort, wo ihn niemand sah. Wo ihn niemand hörte.

Die letzten Stufen sprang er hinab und stieß mit der Schulter gegen die Tür. Die Angeln brachen unter der Wucht und Joseph landete auf Knie und Faust zwischen den Fässern des steinernen Weinkellers. Der schwere Geruch des Alkohols schnürte ihm die Luft ab. Dennoch hastete er weiter. Mehrfach musste er über verkohlte Balken steigen, die durch die Decke gebrochen waren. Als eine Bodenluke im flackernden Schein zum Vorschein kam, riss er sie ohne einen weiteren Gedanken auf, stieg hinein und zog sie über sich zu. Keinen Moment zu früh, denn die Kleider begannen, ihn bei lebendigem Leib zu verbrennen. Mit leidverzerrtem Gesicht krallte er sich

in den Stoff und riss ihn herab. Doch als er auf seine Hände blickte, fand er darin seine eigene abgerissene Haut.

Wie eine Welle fegte sein Schrei alles hinfort, was ihn ausmachte, ließ nur noch blankes Entsetzen zurück.

Mehrfach hatte ihn Kyros ermahnt, er sollte sich bei Vollmond versteckt halten. Nicht ein Blick, nicht einmal ein Gedanke von ihm durfte nach außen dringen, solange die Herrschaft des Biestes weilte.

Und doch stieg Sirius nun den Steilhang empor, das Fell nicht mit Schlamm verkleidet, sondern ebenso strahlend wie der peitschende Schneeregen im Mondschein. Wie sollte er sich im Schatten verkriechen, während dort draußen eine Bestie wütete, die er selbst ins Leben gerufen hatte? Er musste wissen, was vor sich ging.

Das letzte Stück sprang er senkrecht empor, um nach oben zu gelangen. Seine Krallen schabten schrill über den Felsen, dann schaffte er es, sich hochzuziehen. Keuchend wandte er sich um, während Wind und Schnee ihm entgegenwehten.

Sein Blick raste über die weiß besprenkelten Baumkronen unter ihm, weiter über die Ebenen zur Stadt. Kirchtürme und Kräne ragten wie Gipfel zwischen den Spitzdächern empor. In der Mitte des Himmels thronte der verschleierte Mond, der die Wolken ringsum mit Silber durchtränkte.

Sirius schloss die Augen und sog tief die Luft ein. Die Gerüche von Hunderten von Menschen und Tieren einschließlich der Vorräte und der Abfälle schlug ihm entgegen. Dennoch stach ein Geruch hervor.

Erschauernd stieß er die Luft aus, während er die Augen öffnete.

Blut. Ich rieche Unmengen von Blut.

Und der Geruch bewegte sich. Raste durch die Gassen. Schneller als der peitschende Schneeregen. Schneller als der kalte Atem der Nacht.

Mit tränenvollen Augen schüttelte Sirius den Kopf. Vielleicht hatte er sich im Wesen des Jägers getäuscht. Vielleicht gab er sich nur nach außen sanftmütig, und in ihm brodelte gleißender Zorn. Einer, den er nun entfesselt hatte mitten in einer Stadt.

Mit leidverzerrtem Gesicht presste er die Augen zusammen. Er fühlte den rasenden Zorn des Jägers wie eine funkendurchsetzte Hitzewelle, die an ihm hochstieg. Nun konnte er nachvollziehen, wie sich sein Vater nach Ludwigs Verwandlung in einen Werwolf gefühlt hatte. Wie es war, wenn einem ein fremder Schatten durch die Seele kroch.

Vaters Worte wogten aus der Tiefe seines Bewusstseins auf. Doch gesprochen waren sie nun mit seiner eigenen Stimme.

Ein Bruchstück in unserem Spiegelbild ist fremd. Gewaltsam wurde es in unsere Seele gestanzt. Ich sehe darin dich und du darin mich.

Die Augen noch geschlossen, fühlte Sirius mit einem Mal eine Krallenhand, die sich flach auf seine Brust, auf sein Herz, legte. Langsam blickte er auf. Sein Blick raste zusammen mit dem Wind zur Stadt. Da war er, hielt sich mit einer Hand an der Turmspitze des Doms und ließ sich zur Seite hängen. Joseph. Der Jäger und Waldhüter. Zum ersten Mal zur Halbmondbestie erwacht. Vom Wolfskopf bis zum Krallenfuß war er mit Blut durchtränkt. Es glänzte schwarz im Mondlicht, ließ ihn erscheinen, als sei er einem Pechsee entstieg.

Ich habe seinen Blick gespürt. Und er den meinen.

Er hielt den Atem an, als sich das Seelenwispern des Jägers nach ihm ausstreckte. Mit nur einem Herzschlag wusste er seinen Namen, seine Ängste, seine Sehnsüchte, seinen Schmerz. Sirius hatte nicht gewusst, dass die Verbindung zwischen einem Werwolf und seinem Erschaffer so stark war, dass er auf so große Entfernung

dessen Gedanken vernehmen konnte. Und noch weniger hatte er damit gerechnet, dass der Jäger *seine* Gedanken wiederholte, die Sirius einzig der Nacht anvertraut hatte.

Welches Herz erwacht in unserem Heulen?

Welchen Traum tragen wir in die Nacht?

